1,50 DM / Band 137
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1.75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65



Die Bestien der Madame

John Sinclair Nr. 137

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 17.02.1981

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Die Bestien der Madame

Die Party war ein Hit. Jedenfalls fanden das einige der Anwesenden. Claire Biggers jedoch war anderer Meinung.

Sie wäre gern schon nach Hause gegangen, denn ihr Freund Norman Coughlin benahm sich mal wieder völlig daneben.

An und für sich war Norman ein netter Junge. Claire konnte ihn gut leiden. Sie kamen blendend miteinander aus.

Nur wenn Norman zu tief ins Glas guckte, dann wurde er unausstehlich.

Zumeist suchte er dann einen Grund zum Streiten, und wenn er keinen fand, nörgelte er so lange an Claire herum, bis sie irgend etwas sagte, wo er einhaken konnte.

An diesem Abend war es nicht anders gewesen. »Wie du wieder aussiehst«, hatte er abfällig gesagt…

Dabei war Claire Biggers bildhübsch. Sie hatte einen gesunden Teint, an dem Make-up reine Verschwendung gewesen wäre. Das honigblonde Haar trug sie hochgesteckt, wodurch ihr schlanker Nacken voll zur Geltung kam. Der eigenwillige Halsschmuck – gewundenen Schlangenkörpern gleich – bildete einen zusätzlichen Reiz.

Claires Kleid war weiß. Schlabber-Look. Vorne mit Knöpfen versehen. Es endete über den Brüsten und wurde von zwei breiten Trägern gehalten.

Wie gesagt, bildhübsch war sie. Bezaubernd sah sie aus. Norman hätte sich alle zehn Finger ablecken sollen, weil er das schönste Mädchen auf die Party mitbringen durfte.

Aber er stänkerte. »Warum verwendest du niemals Rouge?«

»Weil ich es nicht nötig habe«, gab sie verstimmt zurück.

»Das kann ich wohl besser beurteilen als du. Ich verstehe etwas von Frauen.«

»Was du nicht sagst.«

»Zweifelst du daran?«

»Hör mal, warum tanzt du nicht mal mit Neely Boyd? Ich bin sicher, sie würde sich darüber freuen.« Neely Boyd war ein Mädchen, das niemals Schwierigkeiten machte. Sie hatte es gern, wenn es gleich zur Sache ging. Oft brauchte man ihr bloß eine Coca zu spendieren.

»Ach!« sagte Norman. »Loswerden möchtest du mich. Kannst du haben.«

Er war aufgesprungen, war zu Neely Boyd geeilt, hatte sie mit beiden Händen gepackt, und sie hatte sich ihm sofort mit einem vergnügten Kichern an den Hals geworfen.

Da hing sie nun schon seit 45 Minuten, und Norman schien die Absicht zu haben, sich immer tiefer in das Girl hineinzuwühlen.

Peinlich war das. Vor allem für Claire.

Sie überlegte, ob sie die Party einfach verlassen sollte. Sang- und klanglos verschwinden. Das wäre keine schlechte Idee gewesen.

Eugene Walton schlich an sie heran. Es war ihr gelungen, ihm aus dem Weg zu gehen, doch nun stellte er sie. Grinsend kam er auf sie zu. Sternhagelvoll war er.

Das war er auf jeder Party, zu der man ihn einlud, denn an Gratisdrinks konnte Eugene einfach nicht vorbeigehen. Er schimpfte sich Künstler, malte Plakate für Warenhäuser und Supermärkte.

Manchmal küßte ihn die Muse, dann stellte er etwas Beachtliches auf die Beine. Doch die meiste Zeit machte er reine Kommerzware – aufhängen, angucken, wegschmeißen.

Er war Brillenträger.

Nicht, daß Claire Biggers etwas gegen Brillenträger gehabt hätte.

Ihr Bruder war Brillenträger, und sie liebte ihn. Es war der ganze

Mann, den sie nicht mochte, Eugene Walton hatte etwas an sich, das nicht gerade als besonders gewinnend bezeichnet werden konnte.
Sein Grinsen war so schief, wie er stand.
»Na, Claire – Süße. Amüsierst du dich gut?« fragte er mit schwerer Zunge. Die Augen hinter den Brillengläsern blickten glasig.
»Toll amüsiere ich mich«, gab Claire zurück.
Eugene nickte. »Ich sehe es. Du siehst aus, als ob dir die Hühner das Brot weggefressen hätten.«
»Tut mir leid. Ich kann nichts für mein Aussehen.«
»Ich finde dich trotzdem reizend. Darf ich das sagen?« Er kam noch näher und legte seine Hand auf ihre nackte Schulter. »Gott, was bist du für eine Schönheit, Claire. Ich wäre verdammt glücklich, wenn du – wenn wir beide…«
Das Mädchen bedachte ihn mit einem abweisenden Blick. »Du solltest dir keine Hoffnungen machen, Eugene. Sie werden nicht erfüllt.«
»Niemals?«
»Bestimmt nicht.«
»Warum nicht?«
»Weil ich zu Norman Coughlin gehöre. Ich bin kein Wanderpokal.«
»Weiß Norman auch, daß du zu ihm gehörst?«
»Ich denke schon.«
Eugene Walton blickte zu Norman und Neely hinüber. Er grinste breit. »Sieht verdammt nicht danach aus, was meinst du?«
»Gönn ihm doch das kleine Vergnügen. Wir sind schließlich nicht miteinander verheiratet.«
»Werdet ihr heiraten?«
»Kann ich noch nicht sagen.«
»Würdest du *ja* sagen, wenn Norman dich fragte, ob du seine Frau werden möchtest?«
»Weiß ich noch nicht. Heute würde ich ihm vermutlich einen Korb geben«, sagte Claire ehrlich.
»Hast du heute schon etwas getrunken?«
»Kaum.«
»Warum nicht?«
»Es war nichts zu kriegen. Du warst immer schneller als ich.«
»Ich bringe dir einen Drink«, sagte Eugene Walton sofort. »Und dann ziehen wir uns in eine stille Ecke zurück und tun dasselbe wie Norman Coughlin und Neely Boyd.«
Kaum war Walton verschwunden, da machte sich Claire aus dem Staub. Sie verließ die Party, hatte die Absicht, einen Rundgang um den Häuserblock zu machen.
Sie wollte allein sein und über Norman und sich nachdenken.
Hatte das mit ihnen beiden überhaupt noch Zukunft?
Claire wollte auch nicht mehr verfügbar sein, wenn Eugene mit dem

Drink zurückkehrte. Er würde das Glas vermutlich enttäuscht selbst leeren und sich einem anderen Mädchen zuwenden.

Claire Biggers nahm sich vor, nach dem Rundgang noch einmal kurz hereinzusehen, und wenn Norman dann immer noch keine Anstalten machte, sich ordentlich zu benehmen, würde sie allein nach Hause fahren.

Sie trat auf die Straße. Mit nackten Armen und nackten Schultern.

Viel zu leicht war sie angezogen für diesen Abend. Es war immerhin Anfang November. Aber die Party war so heiß gewesen, daß Claire die nunmehrige Abkühlung sehr willkommen war.

Es war auch nicht sonderlich kühl. Der Herbst zeigte sich ein letztesmal von seiner mildesten Seite, bevor er mit Kälte und Frost zuschlug.

In Gedanken versunken ging Claire die Straße entlang. Sie wälzte Probleme. Norman Coughlin war eines. Wollte sie wirklich mit ihm zusammenbleiben? Für immer? Hieß es nicht, daß sich verschiedene Wesenszüge im Alter ausprägten? Würde Norman in späteren Jahren mehr trinken? Öfter streiten? Sich öfter mit Flittchen wie Neely Boyd vergnügen?

Nebel krochen hinter dem Mädchen her.

Jetzt schauderte Claire zum erstenmal. Aber sie bekam es nicht richtig mit. Zu sehr war sie mit ihren Gedanken beschäftigt. Ihre schlanken Hände steckten in den Taschen des Kleides. Ihr Blick war auf den Asphalt gerichtet. Wie eine Schlafwandlerin setzte sie einen Fuß vor den andern.

Sie kam an einer altmodischen Laterne vorbei.

Ein leises Geräusch drang an ihr Ohr.

Sie blieb stehen, wandte sich um.

Nichts war zu sehen. Nur ein bißchen Nebel, dessen Fetzen wie Geister herumtanzten. Claire hatte keine Angst davor. Sie war in London geboren und aufgewachsen. Sie kannte den Nebel seit ihrer frühesten Kindheit. Er war ein Teil von London. Sie sah keine Notwendigkeit, sich vor ihm zu fürchten. Er gehörte zur Stadt wie die Häuser, wie die Laterne dort. Hätte sich Claire nicht auch *davor* fürchten müssen?

Sie ging weiter.

Ihr fiel nicht auf, daß sich nicht weit hinter ihr der schwere Gullydeckel bewegte. Er drehte sich hin und her, als würden Geisterfinger ihn berühren.

Vorhin war das schon mal passiert. Das hatte das Geräusch hervorgerufen, das Claire gestoppt hatte.

Nun hörte sie nichts mehr.

Denn der Deckel war angehoben worden. Er scheuerte nicht mehr in seinem rostigen Bett.

Das runde Ding kippte. Steil stellte es sich auf. Im darunterliegenden schwarzen Schatten glühten zwei rote Punkte.

Augen!

Monsteraugen!

Doch Claire ahnte nichts davon. Gedankenverloren setzte sie ihren Gang um den Häuserblock fort. Hinter ihr zuckte eine Krallenpranke aus der Gullytiefe hervor.

Die grün geschuppte Tatze kratzte über den Asphalt. Eine grün geschuppte Schulter drückte den runden Gullydeckel noch weiter auf, und im nächsten Augenblick war eine grauenerregende Bestie zu sehen.

Jetzt hätte sich Claire Biggers umdrehen müssen!

Aber sie war immer noch ahnungslos.

Ein furchterregender Drachenkopf war zum Vorschein gekommen. Giftgrün. Mit Ohren hoch oben auf dem klotzigen Schädel, die wie Hörner aussahen. Das Scheusal starrte hinter Claire her. Mordgier glühte in seinen Augen.

Das Wesen öffnete sein riesiges Maul. Lange, kräftige Drachenzähne schimmerten. Mit einem einzigen Biß konnte dieses Untier jeden Menschenknochen zermalmen.

Weißer Geifer floß dem Ungeheuer aus dem Maul, während sich die lange, rosige Spaltzunge flatternd bewegte.

Töten!

Das Untier wollte töten!

Und Claire Biggers sollte sein Opfer sein…

***

Henry Taviss war von Berufs wegen immer aufmerksam. Auch dann, wenn er sich zu seinem Privatvergnügen auf einer Party befand – so wie es an diesem Abend der Fall war.

Taviss war Reporter. Er kannte viele Leute, wurde oft eingeladen, trank niemals übermäßig viel, hielt sich lieber an das kalte Büfett, was man seiner Figur auch anmerkte. Er war nicht dick, aber er sah wohlgenährt aus.

Ihm war nicht entgangen, was sich zwischen Claire Biggers und Norman Coughlin abgespielt hatte. Er hatte gesehen, wie sich Norman mit Neely Boyd danebenbenahm, und ihm war aufgefallen, daß Claire die Party liebend gern verlassen hätte.

Auch Taviss wollte gehen.

Er hatte nicht vorgehabt, lange zu bleiben, wollte nur mal kurz hereinschauen und allen guten Tag sagen – ein Gesichtsbad nehmen, wie das so schön heißt.

Gerade als Henry Taviss Claire das Angebot machen wollte, sie in seinem Wagen nach Hause zu bringen, war Eugene Walton dem

Mädchen auf den Wecker gefallen.

Taviss hatte trotzdem nicht stören wollen. Er kannte Claire. Er wußte, daß sie Eugene auch allein loswerden konnte, wenn sie es wollte. Sie brauchte diesbezüglich keine Hilfe.

Er wartete ab.

Als Walton einen Drink besorgen ging, stahl sich Claire Biggers davon. Taviss mußte lächeln. Das hatte sie geschickt gemacht. Sie hatte die Party verlassen, ohne daß es jemandem aufgefallen war.

Taviss beschloß, ihr zu folgen. Wenn sie sein Angebot annahm, gut. Wenn nicht, auch gut. Er hatte nicht die Absicht, sich aufzudrängen. Er kannte sie seit vielen Jahren. Noch besser kannte er Claires Bruder Bertie. Mit dem war er sogar befreundet.

Bertie Biggers war Rundfunkmoderator. Er hatte zwei eigene Sendungen, die bei den Hörern fantastisch ankamen. Taviss hatte ihn schon oft um sein Mundwerk beneidet. Der Junge war sagenhaft schlagfertig, den konnte so leicht nichts in Verlegenheit bringen.

Taviss zog seinen Trenchcoat an, kurz nachdem Claire gegangen war.

Er wollte das Apartment klammheimlich verlassen, aber ihn erwischte Eugene Walton. Mit zwei Gläsern in der Hand stand er in der Tür.

»Du willst schon gehen, Henry?«

»Ja. Ich habe noch einen Artikel zu schreiben«, erwiderte Taviss.

Walton grinste. »Immer nur arbeiten. Was ist das für ein Leben, he?«

»Mir gefällt es.«

»Das ist die Hauptsache.«

»Finde ich auch.«

»Sag mal, hast du irgendwo Claire Biggers gesehen?«

»Nein. Weshalb?«

»Ich kann sie nicht finden. Einer der beiden Drinks ist für sie.«

»Schluck sie beide. Du verträgst das schon, hast eine geeichte Leber.«

»Yeah«, dehnte Eugene Walton grinsend. »Ich bin in einem Whiskyfaß zur Welt gekommen. Das erste, was ich lernte, war trinken, und das habe ich bis zum heutigen Tag nicht verlernt.«

»Wohl bekomm’s«, sagte Taviss und ging.

Als er auf die Straße trat, sah er Claire nicht. Er ärgerte sich über Walton, der ihn aufgehalten hatte. Sein Wagen stand dort drüben.

Sollte er einsteigen und nach Hause fahren?

Im Grunde genommen hatte er keine Veranlassung, sich um Claire Sorgen zu machen. Wie es aussah, wollte sie nur ein bißchen frische Luft schnappen und anschließen zur Party zurückkehren. Er vermutete das deshalb, weil Claire nichts übergezogen hatte. So konnte sie nicht nach Hause gehen. Der Abend hatte zwar noch nicht den kalten Biß des Herbstes, aber gerade um diese Zeit erkältet man sich am leichtesten.

Welche Richtung hatte Claire eingeschlagen?
Taviss lauschte.
Er glaubte, die Schritte des Mädchens zu vernehmen, und trabte los.
Als er um die Ecke bog, traf ihn ein furchtbarer Schock. Er sah nicht Claire. Dafür entdeckte er aber ein abscheuliches Monster. Es kletterte aus dem Gully. Kopf, Schultern, Arme, Pranken waren die eines Drachen. In der weiteren Folge nahm das Wesen aber menschliche Gestalt an. Der Körper war der eines großen, kräftigen Mannes.
Das Ungeheuer lief hinter den Schritten des Mädchens her.
Kein Wunder, daß Taviss' Herzschlag für einen Moment aussetzte.

***

Er wußte, daß es gefährlich war, dem Scheusal zu folgen, aber Claire Biggers war in Gefahr, und er mußte ihr beistehen. Noch wußte er nicht, wie er dieses Monster bekämpfen sollte. Er war nicht bewaffnet, und er hatte keinerlei Erfahrung im Kampf mit Ungeheuern.
Dennoch war er entschlossen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um Claires Leben zu retten.
Die Bestie war aus Taviss' Blickfeld verschwunden.
Der Reporter lief, so schnell er konnte. Deutlich vernahm er Claires Schritte. Sie hallten zwischen den Gebäuden. Taviss wollte Claire mit einem Ruf warnen. Aber machte er damit nicht auch auf sich aufmerksam? Er unterließ es, zu rufen. Mit langen Sätzen durcheilte er einen Reigen aus Nebelfetzen.
Im nächsten Moment ging alles so schnell, daß Taviss kaum reagieren konnte. Ein glühendes Augenpaar starrte ihn an. Er sah zwei mörderische Pranken, die ihm entgegenzuckten. Aus dem aufgerissenen Maul des Monsters wehte ihm ein bestialischer Gestank entgegen.
Er tauchte unter den Pranken weg, warf sich nach vorn, umklammerte mit beiden Armen die Beine des Ungeheuers und wollte es zu Fall bringen. Doch eine einzige rasche Bewegung sprengte die Umklammerung.
Taviss fiel zu Boden.
Die Krallen hackten nach ihm.
Er wälzte sich zur Seite, sprang atemlos auf und wollte sich erneut auf das scheußliche Wesen stürzen.
Da erhielt er einen verdammt harten Schlag. Mit dem Prankenrücken. Der Treffer warf ihn zur Seite. Er hatte das Gefühl, der Boden wurde ihm unter den Füßen weggezogen.
Er fiel, und noch ehe er auf dem Asphalt aufschlug, hatte er das Bewußtsein verloren.

***

Taviss hatte keine Ahnung, wie lange er ohnmächtig gewesen war.

Er quälte sich benommen auf die Beine, und er wunderte sich darüber, daß er noch lebte. Das Monster hatte sich damit begnügt, ihn auszuschalten. Hatte es ihn deshalb nicht umgebracht, weil es schon ein anderes Opfer ins Auge gefaßt hatte? Oder hatte es ihn, als er hier besinnungslos auf dem Boden gelegen hatte, für tot gehalten?

So oder so.

Erst mal war Taviss froh, noch am Leben zu sein.

Dann fiel ihm Claire ein.

Was war aus ihr geworden? Er suchte sie. Er rief ihren Namen. Er rannte die Straße auf und ab. Von Claire keine Spur. Die Tatsache, daß er nirgendwo ihre Leiche gefunden hatte, ließ ihn hoffen.

Vielleicht hatte Claire noch eine Chance. Vielleicht war es noch möglich, ihr zu helfen.

Taviss eilte auf eine Telefonbox zu.

Er allein sah sich außerstand, etwas für Claire Biggers zu tun. Er brauchte Unterstützung, und er wußte, wo er die kriegen konnte.

In der Telefonzelle durchstöberte er seine Taschen. Er fand eine Münze und warf sie ein. Das Geldstück fiel klimpernd in den Bauch des Automaten. Taviss versuchte, sich die Nummer ins Gedächtnis zu rufen, die er wählen mußte. Sie fiel ihm nicht ein. Er war zu aufgeregt.

Hastig durchwühlte er das Telefonbuch.

Da war die Nummer.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Dann drehte er die Wählscheibe sechsmal…

***

Sie spielten Monopoly. Mit unterschiedlicher Begeisterung. Bill Conolly bekam dabei das große Gähnen, während seine Frau Sheila mit großem Vergnügen bei der Sache war. Das Komische daran war, daß Bill trotzdem gewann, während Sheila mehr und mehr in Schwierigkeiten geriet, die sie verbissen zu meistern versuchte. Bills Desinteresse ärgerte sie ein wenig.

»Du bist dran«, sagte sie verstimmt, als er es wieder einmal verschlief, die Würfel in die Hand zu nehmen.

»Hör mal, wollen wir nicht Schluß machen?« fragte er müde lächelnd.

»Hast du einen Grund, mit dem Spielverlauf unzufrieden zu sein?«

»Nein, natürlich nicht. Aber wir spielen nun schon zwei Stunden…«

»Es ist noch nicht zu Ende. Deine Glückssträhne muß irgendwann einmal abreißen, dann werde ich groß kommen.«

»Bis dahin ist Weihnachten«, sagte Bill seufzend. »Ich schlage vor, wir spielen noch drei Runden, dann siehst du nach dem Jungen, hinterher machen wir eine Flasche Wein auf, setzen uns auf die Couch

und plaudern über die Zeiten, als uns Monopoly noch nicht so sehr fasziniert hat, weil es da noch etwas viel Interessanteres gab.«

»Hast du Klagen vorzubringen?« fragte Sheila sofort.

Er lächelte. »Bestimmt nicht.«

»Hast du das Gefühl, in diesem Punkt zu kurz zu kommen?«

»Nicht im mindesten«, lenkte Bill Conolly ein. »Du bist eine wunderbare Frau, und ich liebe dich.«

»Was sollten diese versteckten Anspielungen dann vorhin?«

»Vergiß sie«, bat Bill.

Im selben Moment schlug das Telefon an. Kein Anruf war ihm jemals so willkommen gewesen wie dieser. Bill sprang auf. Wer immer es sein mochte, er hatte mit seinem Anruf genau den richtigen Zeitpunkt erwischt.

Bill griff sich den Hörer. »Hallo.«

»Ein Glück, daß Sie zu Hause sind«, sagte jemand am andern Ende der Leitung. Es klang nach großer Erleichterung.

»Wer spricht?« fragte Bill.

»Taviss. Henry Taviss.«

Bill Conolly kannte Taviss noch aus seiner aktiven Reporterzeit.

Heute schrieb Bill nur noch, wenn er Lust hatte, und wenn ihm durch Zufall eine tolle Geschichte in den Schoß fiel. Aufgebauschten Sensationen jagte er schon lange nicht mehr nach.

»Was kann ich für Sie tun, Henry?« fragte Bill.

»Es ist etwas Schreckliches passiert. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie schnellstens herkommen würden.« Taviss sagte, wo er sich befand.

»Was hat's gegeben?« wollte Bill wissen.

»Ein Monster. Ich habe ein Monster gesehen. Ich habe mit dieser Bestie gekämpft. Sagt Ihnen der Name Bertie Biggers etwas?«

»Natürlich. Wer kennt Bertie Biggers nicht? Jeder, der ein Radio besitzt, weiß, wer das ist.«

»Er hat eine Schwester namens Claire. Das Monster kam aus dem Gully. Es wollte sich Claire holen. Ich hatte die Absicht, es zu verhindern, aber ich habe es nicht geschafft…«

»Ist Claire tot?«

»Keine Ahnung.«

»Wo ist das Monster?«

»Das weiß ich auch nicht. Ich dachte, wenn Sie herkommen, könnten wir es gemeinsam suchen. Ein bißchen dachte ich dabei auch an John Sinclair. Wenn Sie den mitbringen könnten, wäre uns garantiert geholfen. Er hat die meiste Erfahrung im Kampf mit solchen Ungeheuern.«

Bill verlangte eine Beschreibung des Wesens. Er versprach, zu kommen, so schnell er konnte, dann drückte er auf die Gabel. Er blickte Sheila an. »Hast du das mitgekriegt?«

Sie nickte.
»Bertie Biggers Schwester Claire wurde möglicherweise von einem Monster verschleppt. Henry Taviss hat mich um Hilfe gebeten.«
Sheila nickte wieder. Sie sagte nichts. Längst schon hatte sie es sich abgewöhnt, Bill ans Haus binden zu wollen. Wenn man ihn brauchte, war er einfach nicht zu halten.
Allmählich hatte sich Sheila zu der Erkenntnis durchgerungen, daß Bills Einstellung richtig war. Irgend jemand mußte schließlich helfen, wenn Hilfe gebraucht wurde. Wenn jeder sagte: ich nicht, wer half dann?
Trotzdem hatte Sheila immer Angst um ihren Mann, wenn er wegging, um sein Leben im Kampf zu riskieren.
Daran würde sich wohl nie etwas ändern.
Bill Conolly wählte die Nummer seines Freundes John Sinclair.
Der Geisterjäger mußte dabei sein, wenn es gegen das Drachenmonster ging.

***

Ich stand mal wieder unter der Dusche, als es läutete. »Immer im ungünstigsten Moment!« maulte ich und drehte das Wasser ab. Ich zog meinen Bademantel an und ging an den Apparat. »Hier ist die amtliche Telefonseelsorge…«
»Hast du Zeit für einen guten Freund, John?« fragte Bill Conolly.
Ich hätte seine Stimme unter Tausenden erkannt.
»Soll ich mal wieder Babysitter spielen?« fragte ich.
»Diesmal darfst du dich an einer Monsterjagd beteiligen.«
Mir war sofort nicht mehr zum Scherzen zumute. Ich wollte wissen, was passiert war. Bill erzählte es mir in seiner unnachahmlichen Knappheit, ohne auch nur einen wesentlichen Punkt auszulassen. Er verstand es, ein Informationspaket so sehr zu komprimieren, daß er es in wenigen Augenblicken an den Mann bringen konnte.
Ein Monster trieb in der Stadt sein Unwesen.
Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Aber ich war nicht sicher, ob der mich auch erhören würde.
»Okay«, sagte ich rasch. »Ich bin dabei.«
»Ich hole dich ab«, sagte Bill.
»Ich warte unten an der Ecke auf dich, damit es keinen Aufenthalt gibt«, erwiderte ich und legte auf.
Danach hatte ich es verdammt eilig.
So schnell wie an diesem Abend hatte ich mich noch nie angezogen. Ich steckte meinen geweihten Silberdolch ein, schnallte mir die Schulterhalfter um, in der die Silberkugel-Beretta steckte, schlüpfte in meine windfeste Leinenjacke und verließ mein Apartment.
Kaum zwei Minuten stand ich unten an der Ecke, da fuhr Bill

Conollys roter Porsche vor. Der Wagen glänzte, als wäre er soeben vom Fließband gerollt. Ich setzte mich zu meinem Freund in das Fahrzeug.

Bill gab Gas.

Die Beschleunigung des Flitzers preßte mich in die Polster.

»Wie geht es Sheila?« erkundigte ich mich während der Fahrt.

»Sie hat eine neue Liebe.«

»Ist nicht wahr.«

»Bill ist out«, sagte mein Freund.

»Und was ist in?« fragte ich.

»Monopoly.«

Ich lachte. »Mit dem solltest du aber noch konkurrieren können, – in deinem Alter.« Wir sprachen kurz über Klein-John, dessen Patenonkel ich bin.

Dann erreichten wir die Telefonzelle, vor der Henry Taviss auf uns wartete. Der Mann erweckte den Eindruck, auf glühenden Nadeln zu stehen. Wir stiegen aus. Er lief auf uns zu. Bill machte mich mit ihm bekannt. Mir kam es vor, als hätte ich ihn schon mal irgendwo gesehen. Ihm ging es genauso. Wir wußten aber nicht, wo wir uns schon mal über den Weg gelaufen waren, und es war keine Zeit, darüber tiefschürfende Überlegungen anzustellen.

»In der Zwischenzeit etwas passiert?« fragte Bill.

»Nein, nichts«, sagte Taviss. »Ich mache mir große Sorgen um Claire. Vielleicht lebt sie nicht mehr. Wenn das Monster sie getötet hat, bin ich daran schuld.«

»Unsinn«, sagte Bill. »Sie haben getan, was Sie tun konnten, Henry.«

»Wo ist der Gully, aus dem das Ungeheuer geklettert ist?« wollte ich wissen.

»Kommen Sie mit, Mr. Sinclair«, sagte Taviss. Er lief vor uns her, ein flippendes Nervenbündel.

Der Gullydeckel war geschlossen. Ich fragte Taviss, ob er das getan habe. Er verneinte. Wir hoben ihn gemeinsam ab.

Im selben Moment ließ uns ein greller Mädchenschrei das Blut in den Adern gerinnen.

***

Der Schrei war aus der Kanalisation gekommen. Claire Biggers lebte also noch. Aber es schien ihr dreckig zu gehen. Angst, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit – alles das hatte sich in ihrem Schrei befunden.

Taviss riß die Augen auf.

Er fuhr sich an die Lippen.

»Mein Gott!« preßte er heiser hervor.

Er wollte als erster in den Gully hinabsteigen, drängte Bill Conolly zur Seite und wollte auch mich mit der Schulter vom Einstieg

wegrammen. Doch ich wich keinen Zentimeter zurück.
»Wir müssen zu ihr!« keuchte Taviss.
»Richtig. Aber nicht Sie zuerst!« gab ich zurück.
Unten schrie das Mädchen wieder. Der Schrei entfernte sich. Ich vernahm das dumpfe Knurren der Bestie.
Taviss tanzte von einem Bein auf das andere. »Verdammt, was ist bloß mit meinen Nerven los? Zum Wegschmeißen sind sie. Ich dachte immer, ich wäre jeder Situation gewachsen. Und nun…«
»Dies ist eine Ausnahmesituation«, sagte Bill Conolly. »Darauf reagiert man auch anders als für gewöhnlich.«
»Ich habe Angst.«
»Dann sollten Sie lieber hierbleiben«, sagte Bill.
Taviss schüttelte heftig den Kopf. »Nicht um mich. Ich habe Angst um Claire.«
Bill nickte ernst. »Die ist allerdings berechtigt.«
Inzwischen war ich im Gully verschwunden.
Nun kam Bill an die Reihe…

***

Als Claire Biggers zu sich gekommen war, hatte sie sich lange Zeit nicht ausgekannt. Sie hatte nicht gewußt, was passiert war.
Nur ganz langsam kehrte die Erinnerung zurück. Sie war auf dieser Party gewesen. Norman Coughlin hatte sich nicht so benommen, wie es sich gehört hätte. Er hatte sich vor allen auf eine beinahe schamlose Weise mit Neely Boyd amüsiert. Eugene Walton hatte geglaubt, die Situation ausnützen zu können, aber als er einen Drink für sie holen wollte, war sie ihm entwischt. Den Gebäudeblock hatte sie einmal umrunden wollen. Mit sich allein hatte sie sein wollen.
Aber dann…
Es war so schrecklich, daß sich Claires Gedanken dagegen sträubten.
Sie hatte ein Geräusch vernommen, war stehengeblieben, hatte aber nichts gesehen und ihren Weg fortgesetzt. Doch schon bald hatte sie sich nicht mehr konzentrieren können. Sie war unruhig geworden.
Ein unangenehmes Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt. Sie hatte mit einemmal Angst verspürt. Angst wovor?
Sie konnte sich bald des Eindrucks nicht mehr erwehren, daß jemand hinter ihr war, daß ihr jemand folgte. Mit der wachsenden Unruhe wuchs auch die Furcht.
Plötzlich hörte sie ein Hecheln.
Sie wirbelte herum und sah sich einer grauenerregenden Bestie gegenüber, deren Augen vor Mordlust glühten.
Der Anblick war für Claires schwache Nerven zuviel gewesen.
Sie war vor Schreck in Ohnmacht gefallen, und vor wenigen Augenblicken erst war sie zu sich gekommen.

Wo war sie?
Es roch nach Kloake. Feuchtigkeit umgab sie. In ihrer Nähe gluckste und plätscherte es, als würde ein Bach vorüberfließen.
Sie mußte sich in der Kanalisation befinden. In Londons Unterwelt. Bestimmt waren Ratten in der Nähe. Claire ekelte sich vor diesen Tieren. Ein kalter Schauer durchlief ihren Körper.
Jetzt erst wagte sie die Augen zu öffnen.
Sie hatte befürchtet, daß die Bestie sie töten würde. Aus welchem Grund hatte das Ungeheuer sie hergebracht? Wo war das Scheusal nun?
Vorsichtig hob Claire Biggers den Kopf. Das Monster war nicht da. Claire wagte es, sich aufzusetzen. Ihr Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen. Sie mußte fliehen. Vielleicht war das grausige Wesen in der Nähe.
Oder beobachtete das Ungeheuer sie aus der Dunkelheit heraus?
Bei diesem Gedanken erschrak Claire.
Herr im Himmel, laß das Scheusal verschwunden sein, flehte sie.
Langsam stand sie auf. Sie fühlte sich schwach, irgendwie verbraucht. Wie eine alte Frau kam sie sich vor.
Es war ein Fehler gewesen, allein die Party zu verlassen. Wenn sie die Gesellschaft Eugene Waltons ertragen hätte, wäre ihr all das erspart geblieben. Sie legte die Hand auf die Wand. Ein ekeliges Gefühl war das. Aber Claire war gezwungen, sich vorwärtszutasten.
Die Sicht war denkbar schlecht.
Sie sah in dem, was geschehen war, keinen Sinn.
Warum hatte das Monster sie hierher verschleppt? Um sie dann einfach liegen zu lassen und zu verschwinden? So lief das Spiel des Scheusals bestimmt nicht.
Claire hatte einen anderen Verdacht.
Die Bestie hatte die Absicht gehabt, sie zu töten, hatte aber keine Lust gehabt, einer Bewußtlosen das Leben zu nehmen. Es war viel grausamer, einen Menschen umzubringen, wenn er es von Anfang an geistig mitbekam, und grausam war dieses Ungeheuer ganz bestimmt.
Als Claire vor Angst die Besinnung verlor, verschleppte das Monster sein Opfer erst einmal.
Und dann wartete es auf den Moment, wo es wieder erwachte.
Wie recht Claire mit dieser Vermutung hatte, stellte sich schon im nächsten Augenblick heraus.
Sie hörte das gefährliche Knurren der Bestie hinter sich.
Entsetzt drehte sie sich um.
Dort stand das Scheusal. Halb Mensch, halb Drache. Seine grüne Schuppenhaut schimmerte und strahlte auf die unmittelbare Umgebung ab. Glutrot waren die Augen des Ungeheuers, die das Mädchen böse anstarrten.

Claire Biggers konnte nicht anders.
Sie mußte ihre Angst hinausschreien, sonst wäre sie daran erstickt.

***

Ich turnte die letzten Sprossen hinunter. Knapp an mir floß die übelriechende Brühe vorbei. Manchmal glänzte sie. Ich hätte gern für die Dauer meines Aufenthalts hier unten das Atmen eingestellt.
Aber wer kann das schon? Ich blickte nach oben.
Bill kletterte an den Sprossen herunter.
Dann kam Taviss.
Ein neuerlicher Schrei gellte auf. Wir vernahmen schnelle Schritte. Ich zog sofort meine Beretta, und ich hoffte, mit den geweihten Silberkugeln von Pater Ignatius das Scheusal zur Strecke bringen zu können.
Der Kanalstollen krümmte sich, und in der Mitte der Krümmung tauchte plötzlich das Mädchen auf. Hell schimmerte ihr weißes Kleid.
»Claire!« rief Taviss.
Ehe wir es verhindern konnten, stürmte der Reporter los.
Im selben Moment erschien hinter Claire die Bestie. Sie warf einen grünen Schein an die Wände. Ich wollte auf sie schießen, doch Taviss tanzte mir genau in der Schußlinie herum.
Claire lief, so schnell sie ihre Beine trugen.
»Claire!« schrie Taviss. »Hierher, Claire.«
Das Mädchen rutschte auf dem glitschigen Boden aus. Es fiel.
Beinahe wäre es in die Kloake gerollt.
»Taviss!« schrie ich. Meine Stimme hallte von den Wänden wider. »Auf die Seite mit Ihnen!« Meine Waffe war im Anschlag.
Ich war bereit, zu feuern, und ich hätte getroffen, wenn Taviss meiner Aufforderung sofort nachgekommen wäre. Aber er zögerte.
Als er sich endlich zur Seite warf, konnte ich keinen Treffer mehr anbringen, denn inzwischen hatte sich die Bestie das Mädchen geschnappt. Wie einen lebenden Schild preßte das Monster Claire Biggers vor seinen Körper. Wenn ich dennoch geschossen hätte, hätte ich möglicherweise das Mädchen getroffen.
Ich durfte nicht durchziehen. Nicht um diesen Preis sollte das Ungeheuer zur Hölle fahren.
Bill und ich liefen zu Taviss, der keuchend an der feuchten Kanalwand lehnte.
Die Bestie schleppte Claire mit sich. Das Mädchen schrie wie am Spieß um Hilfe. Es war ein verdammtes Gefühl, ihr nicht helfen zu können.
»Es wäre besser gewesen, wenn Sie nicht mitgekommen wären!« sagte ich ärgerlich zu Taviss.
»Ich wollte doch nur…«

»Ich weiß, was Sie wollten«, fiel ich dem Reporter ins Wort. »Und ich weiß auch, was Sie geschafft haben. Sie haben einen 100prozentigen Todesschuß verhindert. Darauf können Sie stolz sein. Claire wäre jetzt schon bei uns, wenn Sie ihren Übereifer ein wenig gebremst hätten.«

Die Bestie rückte immer weiter von uns ab.

»Hinterher!« stieß Taviss aufgeregt hervor. »Wir müssen hinterher.«

Ich nickte. »Aber diesmal halten Sie sich gefälligst im Hintergrund, klar? Noch einmal darf es eine solche Panne nicht geben!«

»Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair«, sagte Taviss niedergeschlagen.

»Davon hat Claire Biggers wenig«, gab ich schroff zurück. Dann nahmen wir die Verfolgung des Monsters auf.

Das Wesen überkletterte mit seinem Opfer eine Staumauer. Es wechselte in andere Gänge über. Es versuchte, uns auf alle möglichen Arten abzuhängen, doch wir blieben dran.

Einmal bot sich mir eine Schußmöglichkeit. Die Bestie hatte sich gedreht. Seine Flanke war ungedeckt. Ich drückte sofort ab, aber es geschah zu überhastet.

Die Silberkugel verfehlte ihr Ziel. Zwar nur knapp, aber es war dennoch ein Fehlschuß.

Das Ungeheuer ließ ein wütendes Brüllen hören. Es verschwand mit Claire hinter einer neuerlichen Krümmung des Kanalstollens, und als wir die Stelle erreichten, wo wir das Ungeheuer mit seinem Opfer zuletzt gesehen hatten, waren beide verschwunden.

Taviss krächzte besorgt: »Heilige Madonna…«

»Das Biest kann sich nicht in Luft aufgelöst haben«, sagte ich. »Es hat sich hier irgendwo versteckt.«

»Müßten wir es durch seinen grünen Schein nicht wiederfinden?« fragte Bill Conolly.

»Vielleicht kann es ihn abstellen«, erwiderte ich. »Du weißt, daß es in solchen Fällen nur sehr wenig gibt, was es nicht gibt.«

»Was machen wir jetzt bloß?« fragte Taviss ungeduldig. »Wir können doch nicht nur hier herumstehen…«

»Haben Sie einen Vorschlag?« fragte Bill.

»Wir könnten Claire rufen. Claire! Claire!« schrie Taviss sofort.

Seine Stimme flog durch das verzweigte Kanalnetz, blieb unbeantwortet.

»Er hindert das Mädchen sicherlich daran, zu antworten«, sagte ich.

»Oder sie ist ohnmächtig geworden«, sagte Bill.

»Oder sie – lebt nicht mehr!« stöhnte Taviss.

»Lieben Sie sie?« fragte ich.

»Ich mag sie sehr. Sie ist die Schwester meines besten Freundes. Ich kenne sie schon so lange, daß sie mir beinahe wie meine eigene Schwester vorkommt.«

Wir gingen weiter.

Rechts zweigten drei Stollen ab. Also vier Möglichkeiten für das Monster, uns zu entkommen. Jetzt war guter Rat teuer. Wir konnten nur hoffen, daß einer von uns den richtigen Stollen erwischte.

Ich legte die Marschrichtungen fest.

Bill Conolly war ebenfalls mit einer Silberkugel-Pistole bewaffnet. Nur Taviss hatte dem Ungeheuer nichts weiter als seine Fäuste entgegenzusetzen. Ich wollte nicht, daß er noch einmal, diesmal ärger, draufzahlte.

Deshalb gab ich ihm meinen geweihten Silberdolch. »Hier, Taviss, nehmen Sie. Aber verlieren Sie ihn nicht. Der Dolch ist sehr wertvoll.«

»Ich werde gut darauf aufpassen.«

»Wagen Sie nicht zuviel.«

»Kann ich mit dieser Waffe das Ungeheuer töten?«

»Ich bin fast sicher. Versuchen Sie, das Herz der Bestie zu treffen. Das wäre die wirkungsvollste Art, es zum Teufel zu schicken.«

»Ich werde es tun!«

»Wenn es kritisch werden sollte – nicht den Helden spielen, sondern uns rufen, klar?«

»Okay«, sagte Taviss.

Dann trennten wir uns.

***

Taviss' Finger umklammerten den Dolch mit eisernem Griff. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Er versuchte mit seinen Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Er wischte sie mit einer fahrigen Handbewegung fort. Wenn er an Claire Biggers dachte, hatte er einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

Er schalt sich im Geist einen Idioten, weil er nicht früher auf John Sinclairs Ruf reagiert hatte. Wenn dieser Schnitzer Claire das Leben gekostet hatte, würde er nur schwer darüber hinwegkommen, denn er hatte John Sinclair nicht die Wahrheit gesagt.

Er empfand Claire gegenüber nicht nur brüderliche Gefühle. Er liebte sie auch. Doch diese Liebe blühte im verborgenen. Sorgsam behütet. Ein Geheimnis, das Taviss mit niemandem teilte.

Er hatte etwas gegen Norman Coughlin und gegen alle, die versuchten, Claire nahezukommen. Er hätte Claire furchtbar gern für sich gehabt, aber er wußte nicht, wie er es anstellen sollte, um sie für sich zu gewinnen. Er sah nicht besonders gut aus. Claire kannte ihn schon zu lange. Sie sah in ihm keinen begehrenswerten Mann.

Höchstens einen Freund.

Vorsichtig tastete sich der Reporter in die Finsternis hinein.

Vielleicht würde Claire ihn mit anderen Augen sehen, wenn er sie aus den Klauen dieser grausamen Bestie rettete. Es mußte ja nicht

gleich Liebe sein, die sie ihm entgegenbrachte. Er wäre schon mit Dankbarkeit und ein bißchen mehr Zuneigung zufrieden gewesen. Wenigstens am Anfang.

Ich muß sie finden! Ich muß sie retten! pochte es ununterbrochen in Taviss' Kopf.

Wasser rauschte.

Stufen führten nach unten.

Und plötzlich sah Taviss die Bestie und das Mädchen wieder. Die Krallen des Ungeheuers lagen auf Claires Gesicht. Deshalb hatte das Mädchen nicht antworten können.

Claires Augen waren weit aufgerissen. Verzweifelt starrte sie Taviss an. Hilf mir! bettelte ihr Blick. Hilf mir!

Taviss überlegte nicht lange. Er näherte sich dem gefährlichen Scheusal. Den Dolch, den er von John Sinclair bekommen hatte, verbarg er hinter seinem Rücken. Er hatte die Absicht, diesmal besser auszusehen als bei der ersten Begegnung mit dem Monster. Er wollte der Bestie den geweihten Silberdolch mitten ins Herz rammen.

»Laß das Mädchen los!« forderte er, als er nur noch vier Schritte von dem Ungeheuer entfernt war.

Das Maul des Scheusals öffnete sich. Ein aggressives Zischen sollte Taviss einschüchtern, doch er riß sich zusammen und vertraute auf den Silberdolch, den er in der rechten Hand hielt.

»Feige Kreatur!« sagte Taviss. »Wenn du das Mädchen haben willst, dann kämpfe um sie!«

Der Reporter preßte die Lippen hart aufeinander. Hörte ihn das Biest? Verstand es ihn überhaupt?

Plötzlich erhielt Claire einen Stoß. Sie schrie auf und fiel.

»Lauf!« rief der Reporter sofort. »Lauf und hol Hilfe!«

Claire schnellte hoch. Das Scheusal ließ ein zorniges Brüllen hören.

Taviss lachte. »Reingelegt, was?« Er feuerte Claire an. »Lauf, Mädchen! Lauf! Ich sorge dafür, daß dich die Bestie nicht mehr kriegt!«

Claire hetzte an ihm vorbei. Panik schimmerte in ihren Augen.

Ihr Kleid war schmutzig und an mehreren Stellen zerrissen. Sie rannte die Stufen hinauf, während sich Taviss dem Ungeheuer in den Weg stellte. Die Bestie griff sofort an…

***

Claire konnte es noch nicht fassen. Gerettet. Sie war gerettet. Henry Taviss hatte sie aus der Gewalt der Bestie befreit. Jener Henry, den sie bisher nie besonders beachtet hatte. Er war der Freund ihres Bruders für sie gewesen, nichts weiter. Aber war er nicht mehr?

Wer sonst hätte so viel für sie riskiert? Norman Coughlin? Eugene Walton? Hätten die beiden ihr Leben für sie eingesetzt? Claire

zweifelte daran.
Was bewog Henry Taviss, sein Leben für sie aufs Spiel zu setzen?
Sie lief, ohne sich umzusehen.
Sie hörte das Knurren der Bestie, der auch Henry nicht gewachsen sein konnte. Das Monster würde ihn töten. Wenn nicht noch ein Wunder geschah, konnte Henry Taviss diese gefährliche Begegnung nicht überleben.
Claire verspürte einen schmerzhaften Stich in der Seite.
Sie lief zu schnell.
Sie konnte kaum noch atmen.
Aber sie durfte nicht stehenbleiben. Henry brauchte Hilfe. Der Schmerz zwang sie, sich zu krümmen. Dennoch lief sie weiter.
Schwer keuchend. Mit verzerrtem Gesicht. Aber sie gab nicht auf.
Das war sie Taviss schuldig. Er hatte sie vor einem schrecklichen Ende bewahrt. Nun mußte sie alles tun, um sein Leben zu retten.
Das Kanalsystem war erfüllt vom dröhnenden Gebrüll des Monsters.
Claires Augen schwammen mit einmal in Tränen. Henry sollte nicht sterben. Sie wollte ihm ihre Dankbarkeit beweisen. Wenn er verletzt war, würde sie ihn gesundpflegen. Sie war bereit, alles für ihn zutun. Alles, was er von ihr verlangte.
Aber dazu mußte er am Leben bleiben!

***

Taviss ließ sich von dem wütenden Gebrüll des Ungeheuers nicht einschüchtern. Die Bestie hieb mit ihrer Pranke nach ihm. Er sprang zur Seite und stach mit dem Dolch zu, aber die blanke Klinge verfehlte ihr Ziel. Haarscharf sauste sie am Arm des Scheusals vorbei.
Ein schwerer Hieb traf den Reporter und schleuderte ihn weit zurück. Er knallte gegen die Wand. Für einen Moment hatte Taviss das Gefühl, in seinem Inneren wäre etwas gerissen.
Er preßte die Kiefer fest zusammen. Kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen.
Das Monster stampfte heran.
Es wollte endlich Blut sehen.
Die diagonal herabsausenden Krallen zerfetzten den Trenchcoat des Reporters. Knöpfe sprangen ab. Der Gürtel flatterte zu Boden.
Auch den Anzug hatten die messerscharfen Krallen der Bestie aufgeschlitzt. Der Hieb war so schnell gekommen, daß Taviss kaum reagieren konnte.
Jetzt erst handelte er.
Mit einem Sidestep versuchte er, den gefährlichen Gegner auszutricksen. Eine der beiden Krallenhände erwischte ihn jedoch. Er wurde blaß. Blitzschnell ließ er sich fallen. Das war die einzige Möglichkeit, noch freizukommen. Über ihm ratschte der Stoff seines

zerrissenen Mantels. Er landete auf dem Boden, drehte sich, kam wieder hoch und stach zu.

Diesmal traf er mit dem Dolch.

Die Klinge wühlte sich in die Schulter des Ungeheuers. Die Bestie riß ihr riesiges Maul auf und brüllte ohrenbetäubend laut. Sie sprang zurück. Dadurch wurde ihr der geweihte Silberdolch aus der Wunde gerissen. Ihr Kopf stieß vor. Sie wollte Taviss die Zähne in den Arm schlagen, doch der Reporter brachte sich mit einem federnden Satz in Sicherheit. Hart klappten die Kiefer zu.

Das Wesen ließ den verletzten Arm sinken.

Taviss verspürte ein Triumphgefühl in seiner Brust.

Er war auf dem besten Wege, das Monster zu besiegen.

Ein euphorischer Taumel erfaßte ihn.

Die breite, zum Teil geschuppte Brust des Scheusals bot sich ihm ungedeckt an. John Sinclair hatte gesagt, er müsse mit der Dolchspitze das Herz dieser Bestie durchbohren. Dafür schien jetzt die beste Gelegenheit zu sein.

Taviss überlegte nicht lange.

Das Ungeheuer war angeschlagen. Es war möglich, die Bestie zu vernichten, und Taviss wollte diese große Chance nicht ungenützt lassen.

Er wuchtete sich dem Monster mit einem beherzten Schrei entgegen. Den Dolch zum tödlichen Stoß erhoben. Schon zuckte die Klinge vor.

Gleich mußte sie tief in die Brust des Untiers dringen.

Taviss war siegesgewiß, doch das Blatt wendete sich augenblicklich zu seinen Ungunsten. Das Wesen wich dem Todesstoß in Gedankenschnelle aus. Daß es dazu noch fähig sein würde, hatte Taviss für ausgeschlossen gehalten. Verdattert sah er, wie die Klinge am Körper des Wesens vorbeisauste.

Ein fürchterlicher Hieb traf ihn.

Krallen rissen sein Fleisch auf.

Er schrie. Ein wahnsinniger Schmerz durchraste ihn und machte ihn blind. Seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Die Knie knickten ein. Verbissen wollte er stehenbleiben, doch er hatte nicht die Kraft dazu.

Ächzend sank er zu Boden.

Das Monster traf ihn mit seinen mörderischen Krallen noch einmal.

Er wehrte sich mit dem Dolch, aber er begriff, daß er verloren war, wenn nicht rasch Hilfe kam…

***

Ich hörte alles.

Das Brüllen der Bestie. Das Schreien von Taviss. Die Hilferufe des Mädchens. Sofort machte ich kehrt. Ich rannte zum Ausgangspunkt

zurück. Dorthin, wo wir uns getrennt hatten.

Bill tauchte aus seinem Stollen auf. »Taviss!« keuchte er. »Er muß auf das Monster gestoßen sein!«

»Kannst du annehmen!«

Claire Biggers wankte uns entgegen. Sie war am Ende ihrer Kräfte. Sie sah uns und stieß heiser hervor: »Hilfe! Er braucht Hilfe! Sie müssen ihm helfen, sonst ist er verloren!«

»Sind Sie okay?« fragte Bill Conolly.

»Kümmern Sie sich nicht um mich. Jede Sekunde ist kostbar. Henry kämpft mit diesem Ungeheuer…«

Ich war schon unterwegs. Claire schickte Bill hinter mir her. Sie brauchte ihn nicht. Mit ihrer Erschöpfung konnte sie auch allein fertig werden. Bill Conolly lief mir mit langen Sätzen nach.

Wir hofften für Taviss, daß wir noch etwas für ihn tun konnten.

Der Silberdolch kann eine wirksame Waffe gegen Monster sein.

Aber man muß ihn zu handhaben verstehen. Verfügte Taviss über die nötige Kampferfahrung? Ich glaubte es fast nicht. Wo hätte er sich all das aneignen können, das ich im Laufe der Zeit gelernt hatte?

»Taviss!« rief ich. »Setzen Sie sich ab! Kämpfen Sie nicht weiter! Überlassen Sie uns die Bestie!« Ich sah Taviss nicht, hoffte aber, daß er mich gehört hatte.

Wir gelangten zu den Stufen. Irgendwo plätscherte Wasser. Von Taviss keine Spur. Von der Bestie aber auch nicht.

Auf dem Boden lag Blut!

»John!« keuchte Bill. »Hast du das gesehen?«

»Ja.«

»Taviss scheint verletzt zu sein.«

»Das habe ich befürchtet.«

»Taviss!« schrie Bill, so laut er konnte. Wir liefen die Stufen hinunter. Rechts bewegte sich plötzlich etwas.

Meine Beretta zuckte sofort in diese Richtung. Im nächsten Augenblick krampfte sich mein Herz zusammen. Taviss! Gott, wie sah er aus. Die Bestie hatte ihn schrecklich zugerichtet. Er war kaum noch wiederzuerkennen. Die Kleider hingen in Fetzen von seinem blutenden Körper.

»Sinclair…«, stöhnte Henry Taviss. »Sinclair …«

Er war tödlich verletzt. Was die Bestie ihm angetan hatte, das konnte kein Arzt mehr heilen. Dennoch war ihm nicht wichtig, was mit ihm geschah, nein, er fragte, wie es Claire ging.

Das war wahre Größe.

»Claire geht es gut«, sagte ich erschüttert.

»Das freut mich«, preßte er mühsam hervor. Nur diese Frage schien ihn noch aufrecht gehalten zu haben. Nun klappte er zusammen. Mit zitternder Hand hielt er mir meinen geweihten Silberdolch hin. »Ich

habe getan, was ich konnte, Sinclair.«

»Davon bin ich überzeugt.« Ich hörte meine Stimme. Sie war mir fremd. Rauh klang sie. Ich hatte das Gefühl, einen Kloß im Hals zu haben.

Als ich meinen Dolch entgegennahm, sagte Taviss stockend: »Ich habe das Ungeheuer an der Schulter verletzt.«

»Wo ist es?«

»Als sie kamen, ließ es von mir ab.« Taviss wies in die Richtung, in der sich das Monster abgesetzt hatte.

Ein verzweifelter Schrei erschreckte uns. Claire Biggers war zurückgekehrt. Sie sah Taviss, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Henry! O Gott, Henry…!«

Sie wankte auf den Schwerverletzten zu, sank neben ihm auf die Knie, bettete seinen Kopf behutsam auf ihrem Schoß. Zärtlich strich sie ihm über das Haar. Obwohl er wußte, daß er sterben würde, lächelte er.

»Bleib hier!« verlangte ich von Bill.

Mein Freund nickte.

»Sei vorsichtig, John.«

»Bestimmt!« gab ich zurück und rannte mit einer unvorstellbaren Wut im Bauch los.

***

Die mittelgroße Yacht lief im Themsehafen ein. Viel junges Volk war an Bord. Ein Radio plärrte. An Deck wurde getanzt. Die Stimmung war bestens, obwohl die ausgedehnte Tagesfahrt zu Ende ging.

Shirley Jennings stand an der Reling. Sie trug Jeans und einen dicken Pullover mit halsfernem Rollkragen. Sie war brünett, trug einen Pagenschnitt und war das koketteste Ding an Bord.

Sie war mit allen, die die Fahrt mitgemacht hatten, befreundet.

Auch mit dem Besitzer der Yacht. Zwischen ihm und ihr war sogar mehr als Freundschaft. Manchmal. Er war ein Falter, flatterte gern von Blüte zu Blüte, kam aber immer wieder gern zu Shirley zurück.

Sobald die Yacht ihren Liegeplatz erreicht hatte, sprangen zwei junge Männer von Bord und zurrten die Taue fest.

»Hat euch der Ausflug gefallen?« fragte Douglas Arkin, der Yachtbesitzer. Er war erst 23 Jahre alt, und ohne das Geld seines schwerreichen Vaters hätte er sich den Kahn nicht kaufen können.

Big Dad hatte einen Anteil an dem Schiff. Es gehörte Douglas nicht allein.

»Prima war es!« rief eines der Mädchen.

»Wann gehen wir wieder auf große Fahrt?« fragte ein Junge.

»Wenn ihr wollt, nächste Woche.«

»Okay. Wir nehmen dich beim Wort.«

»Das könnt ihr«, sagte Arkin. Er legte seine Hand um Shirleys Mitte. Sein Lächeln war vielsagend. Er sah gut aus, ähnelte ein bißchen dem jungen Errol Flynn, und er hatte bei den Frauen denselben Erfolg wie dieser. »Und was tun wir beide noch?« erkundigte er sich.

»Tut mir leid. Heute nicht«, sagte Shirley.

»Hast du einen Grund, mich abzuweisen?«

»Ich bin nicht in Stimmung. Ich bin müde. Außerdem ist es schon spät, und ich habe bestimmt wieder mit meiner Mutter einen Strauß auszufechten.«

Während alle von Bord gingen, drehte Arkin das Mädchen zu sich. »Hör mal, warum ziehst du nicht aus? Du bist 20. Hast du es nötig, dir von deiner Mutter immer noch Vorschriften machen zulassen?«

»Laß sie doch. Ich höre sowieso nicht hin.«

»Es muß lästig sein.«

»Nicht, wenn man es gewöhnt ist. Im Grunde genommen meint sie es ja nur gut mit mir. Sie will nicht, daß ich so auf einen Mann hereinfalle wie sie.«

»Was für ein Mensch war dein Vater?«

»Ein Säufer. Er hat meine Mutter bis zu seinem letzten Tag geschlagen. Sie war froh, als es damit vorbei war. Die Ehe war ein Martyrium für sie. Kein Wunder, daß die Frau verbittert ist.«

»Wenn du möchtest, kaufe ich dir ein Apartment.«

Shirley lächelte. »In dem ich dann sitzen muß wie ein Vogel im goldenen Käfig?«

»Du hättest jede Freiheit. So wie bisher. Mehr sogar.«

»Aber ich müßte da sein, wenn der Großmeister mit dem Finger schnippt, nicht wahr?« Shirley schüttelte den Kopf. »Nein, Douglas. Das würde mir nicht gefallen. Ich möchte von keinem Mann abhängig sein. Ich möchte ein Leben führen, wie es mir gefällt. Das könnte ich nicht, wenn ich in deinem Apartment wohnen würde. Trotzdem vielen Dank für das Angebot«, sagte sie und küßte ihn.

Als sie von Bord ging, rief er: »Warte! So warte doch! Ich bringe dich nach Hause!«

»Nicht nötig. Ich habe meinen Wagen da.« Shirley verabschiedete sich von ihren Freunden, begab sich zu einem kaffeebraunen Mini, stieg ein und fuhr als erste nach Hause.

Zehn Minuten später stoppte sie den Kleinwagen vor dem Haus, in dem sie mit ihrer Mutter wohnte. Die Straße war dunkel. Zwei Lampen hintereinander waren ausgefallen.

Als Shirley die Fahrzeugbeleuchtung abschaltete, war Nacht um sie herum. Im Haus brannte kein Licht mehr. Das Mädchen atmete auf. Wahrscheinlich war ihre Mutter zu Bett gegangen. Vielleicht hatte es ihr zulange gedauert, auf sie zu warten.

Shirley Jennings stieg aus.

Zwischen Büschen, die wie unheimliche schwarze Flecke anmuteten, war das Gekreische sich balgender Katzen zu hören. Shirley erschrak. Ihr stockte für einen Augenblick der Atem.

Seit sie dieses Buch über einen Mädchenmörder gelesen hatte, der nachts Straßen wie diese unsicher gemacht hatte, war ihr in der Dunkelheit nicht mehr geheuer.

Sie nahm sich wieder einmal vor, sich darüber zu beschweren, daß die Straßenbeleuchtung immer noch nicht funktionierte. Aber sie wußte, daß sie es morgen, wenn die Sonne zum Fenster hereinlachte, wieder einmal verschieben würde.

Rasch begab sie sich zum Hauseingang.

Sie schloß auf und trat ein.

Um ihre Mutter nicht zu wecken, ging sie auf Zehenspitzen.

Aber sie kam nicht weit.

Als sie an der offenen Livingroom-Tür vorbeischlich, flammte drinnen das Licht auf, und im Sessel saß Mrs. Jennings, eine Frau um die 50, die dunkle Kleidung bevorzugte, schon viele Falten hatte und wesentlich älter aussah, als sie tatsächlich war.

Ach ja, schoß es Shirley durch den Kopf. Ihr neuester Tick: Energie sparen. Deshalb wartet sie neuerdings im Dunkeln auf mich.

»Wo bist du gewesen?« fragte die dickliche Frau und erhob sich.

Ihre Miene wirkte streng.

»Ich habe mit Freunden eine Bootsfahrt gemacht. Wir waren den ganzen Tag unterwegs.«

»Mit Freunden«, sagte Mrs. Jennings abfällig. »Ich weiß, was du für Freunde hast. Gruppensex. Partnertausch. Rauschgift. Das sind ihre Lebensinhalte.«

Shirley seufzte. »Du kennst sie doch gar nicht, Mutter.«

»Ich weiß, in welchen Kreisen ein Flittchen wie du sich wohl fühlt. Du möchtest den Hauch der großen Welt spüren. Essen, Trinken, und alles andere gibt es im Überfluß, nicht wahr?«

»Was ist schlecht daran?«

Mrs. Jennings kam näher. »Das Geld verdirbt den Charakter, das ist eine alte Weisheit. Es verdirbt auch dich.«

»Mach dir doch nicht immer so viele Sorgen, Mutter. Das ist wirklich nicht nötig. Ich weiß, was ich tue.«

»So?« fragte Mrs. Jennings zweifelnd. »Weißt du das wirklich?«

»Aber ja.«

»Ist einer von diesen reichen Taugenichtse bereit, dich zu seiner Frau zu nehmen, he? Hat einer von denen, mit denen du ins Bett gehst, schon mal von Heirat gesprochen?«

»Vielleicht will ich gar nicht heiraten. Ist dir das noch nicht in den Sinn gekommen?«

»Schlampe!« zischte Mrs. Jennings.

»Herrgott noch mal, kannst du nicht endlich damit aufhören, mich wie ein Kind zu behandeln? Ich bin erwachsen, Mutter. Laß mich mein Leben leben!«

»Du verkommst!« schrie Mrs. Jennings. »Du wirst es sehen! Du steckst heute schon in einem Sumpf, der dich bald verschlingen wird. Dann wirst du heulen und mich um Hilfe bitten, aber ich werde dir nicht helfen.«

»Dafür danke ich dir heute schon!« schrie nun auch Shirley.

»Denn ich will mir von dir nicht helfen lassen!«

»Undankbares Miststück! Und so etwas habe in in die Welt gesetzt!«

»Also, dafür kann ich nun aber wirklich nichts!«

Mrs. Jennings wandte sich ab. Sie weinte. Shirley begab sich zur Hausbar. Es war immer dasselbe. Zuerst die Vorwürfe und Beschimpfungen, und dann weinte ihre Mutter. Nervös goß sich Shirley einen Scotch ein. Sie zündete sich auch eine Zigarette an, um sich zu beruhigen.

Mrs. Jennings schluchzte.

Shirley stand da, rauchte und trank, blickte ihre Mutter an und konnte nicht verstehen, wieso sie sich mit ihr nicht vertrug. Sie hatte trotz allem sehr viel übrig für diese Frau. Wenn ihr ihre Mutter doch nur ein Stück entgegengekommen wäre, wäre alles schon viel leichter gewesen.

»Müssen wir uns immer streiten, Ma?« fragte Shirley.

»Laß mich in Ruhe.«

»Wir würden viel besser miteinander auskommen, wenn du mir nicht immer Vorschriften machen wolltest.«

Shirley stellte das leere Glas weg, drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und ging zu ihrer Mutter. Sie legte ihre Hände auf die Schultern der kleinen Frau und drehte sie um. Mrs. Jennings blickte zu Boden. Sie suchte nach einem Taschentuch und putzte sich geräuschvoll die Nase.

»Ich will doch nur dein Bestes«, sagte sie leise. »Verstehst du das denn nicht, Kind?«

»Ich versuche es wenigstens zu verstehen. Und du solltest mir auch mehr Verständnis entgegenbringen. Kannst du das nicht? Es gefällt mir nicht, daß wir uns immer zanken.«

»Denkst du, mir macht es Spaß?«

»Manchmal habe ich beinahe den Eindruck.«

Allmählich zerfaserte die Spannung, die zwischen ihnen bestand.

Nach einer Weile sagte Mrs. Jennings: »Da war ein Anruf für dich.«

»Wer?«

»Eine Madame M.«

»Madame M? Kenn ich nicht«, sagte Shirley. »Was hat sie gewollt?«

»Sie wollte nur mit dir sprechen. Mir hat sie nicht anvertraut, was

der Grund für ihren Anruf war.«

»Wird sie wieder anrufen?« fragte Shirley.

»Ja.«

»Wann?«

Mrs. Jennings zuckte mit den Schultern. Im selben Moment schlug das Telefon an. Shirleys Mutter ging an den Apparat.

»Hallo!« meldete sie sich.

»Ist Ihre Tochter jetzt zu Hause?« fragte eine weiche Frauenstimme.

»Wer spricht?«

»Madame M. Ich sagte doch, ich würde noch mal anrufen.«

»Sagen Sie mal, wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«

»Spät? Was ist schon Zeit – gemessen an der Ewigkeit, Mrs. Jennings.«

Shirleys Mutter hielt ihr den Hörer hin. »Das ist sie wieder. Wenn du mich fragst – ich halte sie für verrückt.«

Shirley nahm ihr den Hörer aus der Hand. Sie meldete sich. Neugier war in ihrem Blick.

»Ich bin Madame M«, sagte die Anruferin, und in ihrer Stimme war etwas, das Shirley Angst machte. Eine hypnotische Kraft ging davon aus. Sie schlug das Mädchen sofort in ihren Bann. Eiskalte Schauer rieselten Shirley über den Rücken.

Sie sagte nichts.

Sie stand nur da und lauschte der Stimme, die ihr Befehle erteilte.

Ein großes Unglück nahm für Shirley Jennings damit seinen Anfang, aber davon wußte sie nichts, und auch ihre Mutter war ahnungslos…

***

Ich lief keuchend durch den Kanalstollen, jederzeit damit rechnend, von der gefährlichen Bestie angefallen zu werden. Meine Finger schlossen sich fest um den Berettakolben. Ich wünschte mir im Moment nichts mehr, als das Ungeheuer vor die Mündung zu kriegen.

Alle verfügbaren Kugeln hätte ich dem Monster in den Körper gejagt.

Ich war auf hundert.

Ständig hatte ich das verzerrte Gesicht von Taviss vor Augen. Er konnte nicht überleben. Nicht mit diesen schweren Verletzungen.

Er mußte sterben, und meine verdammte Pflicht war es, dieses Schreckenswesen unschädlich zu machen, damit es nicht noch einmal tötete.

Zur Zeit war mal wieder einiges los in London.

Laufend verschwanden Menschen. Spurlos. Sie tauchten nicht wieder auf. Niemand wußte, wohin sie kamen. Sie waren einfach weg. Als hätte es sie nie gegeben.

Aber zum Glück brauchte ich mich nicht auch noch darum zu kümmern. Meine Aufgabe war es, die Fälle mit dem übersinnlichen

Hintergrund zu übernehmen. Ghouls, Werwölfe, Vampire – das fiel in meinen Zuständigkeitsbereich. Um verschwundene Personen hatten sich andere Kollegen zu kümmern.

Daß diese Sache in meinen Fall hineinspielte, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Ich hörte ein aggressives Fauchen und blieb sofort stehen.

Die Bestie tauchte auf.

Ich legte auf sie an und feuerte. Laut krachte der Schuß. Der Mündungsblitz zerriß die Dunkelheit. Das geweihte Silbergeschoß ging auf die Reise. Aber es traf nicht, denn das Ungeheuer brachte sich mit einem weiten Satz rechtzeitig in Sicherheit.

»Mist!« entfuhr es mir.

Ich rannte weiter. Hinter den patschenden, tappenden Schritten her. Das Scheusal schien zu wittern, daß ich ihm mit meinen Silberkugeln gefährlich werden konnte.

Es stellte sich nicht zum Kampf, sondern zog es vor, das Weite zu suchen. Ich war gezwungen, ihm zu folgen. Wohin wollte es?

Würde es dorthin zurückkehren, woher es gekommen war?

Gab es etwa mehr von dieser Sorte? An einem Ort, den im Augenblick noch niemand kannte?

Ich sprang über stinkende Pfützen, mußte an einer Leiter hochklettern, über eine Staumauer tänzeln, an Becken vorbeibalancieren.

Nischen und Gänge boten dem Monster zahlreiche Möglichkeiten, sich zu verstecken.

Ich verlangsamte meinen Schritt, um nicht in einen Hinterhalt zu geraten. Meine Nerven waren straff gespannt. Ich versuchte, das unheimliche Wesen zu entdecken.

Es verursachte kein Geräusch mehr.

Lag es hier irgendwo auf der Lauer? Wartete es auf den günstigsten Moment, mir in den Rücken fallen zu können?

Vorsichtig schlich ich vorwärts.

Das Monster hatte es wirklich geschafft, das grüne Schimmern seiner geschuppten Haut abzustellen. Dadurch verriet es mir nicht mehr, wo es steckte.

Ich blieb einen Moment stehen und lauschte.

Ein rasches Klappern riß mich herum. Einen Sekundenbruchteil später schon gab es einen dumpfen Knall. So, wie wenn ein Gullydeckel zugefallen wäre.

»Verdammt!« brummte ich.

Das Monster hatte die Kanalisation verlassen. Ich kehrte um, suchte nach dem Ausstieg. Es gab mehrere. Welcher war der richtige? Ich berührte die Metallsprossen. Als ich welche entdeckte, die feucht waren, wußte ich, daß ich an der richtigen Stelle angelangt war.

In großer Eile kletterte ich die Eisensprossen hinauf. Oben stemmte ich mich gegen den Gullydeckel. Er schwang hoch. Ich kroch aus der Kanalöffnung und stand gleich darauf in einer engen, düsteren Seitenstraße.

Das Monster hatte sich aus dem Staub gemacht.

Aber feuchte Spuren glänzten auf dem Asphalt. Ihnen folgte ich.

Sie führten auf einen schmalen Durchlaß zu, waren immer schlechter zu erkennen, bis sie schließlich überhaupt nicht mehr wahrzunehmen waren.

Ich hastete zwischen den Gebäuden hindurch.

Eine andere Straße. Menschenleer. Oder nein. Ein Mann kam mir entgegen. Seine Eleganz täuschte mich nicht darüber hinweg, daß er ein Halunke war. Meine Menschenkenntnis hatte sich im Laufe der Jahre ziemlich ausgeprägt. Ich hatte eine Nase für Leute bekommen, die sauber waren, und ich konnte sie sehr gut von jenen unterscheiden, die Dreck am Stecken hatten.

»He!« rief ich. »Sie!«

»Meinen Sie mich?«

»Ist sonst noch jemand in der Nähe?«

»Ich sehe niemanden.«

»Na also.«

»Was wollen Sie?« fragte er ungehalten. Natürlich war er mißtrauisch, obwohl ich rechtzeitig meine Beretta in der Schulterhalfter verschwinden lassen hatte. Die Pistole hatte er nicht gesehen. Aber wenn einen ein Mann mitten in der Nacht auf der Straße anspricht, ist es ratsam, vorsichtig zu sein.

Um jedes Mißverständnis auszuräumen und um ihn ein wenig einzuschüchtern, zeigte ich ihm meinen Dienstausweis.

»Scotland Yard!« sagte ich. »Oberinspektor John Sinclair.«

Er hob die Brauen. »Habe ich etwas verbrochen?«

»Haben Sie?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Dann haben Sie nichts zu befürchten. Ist Ihnen jemand begegnet?«

»Wer sollte mir begegnet sein?«

»Ich stelle die Fragen.«

»Nein, ich habe niemanden gesehen, sind Sie hinter jemandem her?«

»Denken Sie, ich renne zum Spaß nachts durch die Stadt?«

Er grinste. »Das weiß man bei euch Bullen nie genau. Wen suchen Sie?«

»Würde es Sie umwerfen, wenn ich sagte: ein Monster?«

Er schaute mich an, als würde er an meinem Verstand zweifeln.

»Also, wenn Sie so etwas suchen, kann ich Ihnen vielleicht helfen«, sagte er dann.

»Tatsächlich?«

»Einmal hier um die Ecke. Vielleicht finden Sie da was Passendes.«
Ein eigenartiger Hinweis. »Danke«, sagte ich trotzdem.
»Darf ich jetzt weitergehen?«
»Ja. Aber sauber bleiben.«
»Ich kann's ja mal versuchen.«
Ich lief um die Ecke und stand Augenblicke später vor einem Gebäude, über dessen Eingang ein Schild hing, das mich beinahe magisch in seinen Bann schlug. Denn auf dem Schild stand in riesigen Lettern: DIE UNGEHEUER DER MADAME M. Und darunter: Erste Monster-Show Londons.
Zufall?
Oder gehörte das Biest, hinter dem ich hergewesen war, zu Madames unheimlicher Truppe? Es gab Schaukästen, aber keine Fotos.
Dafür prangten grelle Aufkleber auf dem Glas.
WOLLEN SIE DAS GRUSELN LERNEN? – KOMMEN SIE ZU MADAME M.
BEGEBEN SIE SICH IN DAS REICH DES GRAUENS. – MADAME M. UND IHRE MONSTER ERWARTEN SIE.
UNGEHEUERLICH, DIESE UNGEHEUER DER MADAME M.
So und ähnlich lauteten die diversen Anreißer, die Neugierige in das Horrorkabinett locken sollten. Ich rüttelte an der Eingangstür.
Ich schlug mit den Fäusten dagegen, doch niemand öffnete mir.
War es möglich, daß eines der ausgestellten Monster zum Leben erwacht und durch die Stadt gelaufen war?
Für mich stand fest, daß ich hierher zurückkehren würde, um mir Madame M. und ihre Figuren genau anzusehen.
Doch nun mußte ich mich um Henry Taviss, Claire Biggers und Bill Conolly kümmern. Sie warteten auf meine Rückkehr.
Von der nächsten Fernsprechzelle aus rief ich Scotland Yard an.
Unser Eingreifen war im Handumdrehen organisiert.
Wenig später war ich wieder im Kanalstollen. Taviss lebte nicht mehr. Claire hatte einen schlimmen Nervenzusammenbruch erlitten. Sie weinte ununterbrochen, war nicht zu beruhigen.
»Er hatte schwer zu leiden«, sagte Bill. Seine Stimme klang kratzig. »Ich wollte, ich hätte etwas für ihn tun können.«
Ich berichtete ihm, wie weit ich das Ungeheuer verfolgt hatte und erwähnte auch das Horrorkabinett der Madame M.
Endlich trafen meine Kollegen ein. Der Polizeiarzt kümmerte sich um Claire Biggers. Taviss wurde wenig später in einen Zinksarg gelegt und fortgetragen. Finster blickte ich der Metallwanne nach, und ich schwor mir, dafür zu sorgen, daß der Tod dieses Mannes nicht ungesühnt blieb.

***

Shirley Jennings hatte ihre Befehle. Etwas Seltsames war mit ihr passiert. Sie stand unter Hypnose, konnte aber dennoch klar denken. Die Angst vor Madame M. hatte sich verflüchtigt. Was geblieben war, war der Wunsch, diese Frau kennenzulernen. In dieser Nacht.

Am liebsten wäre Shirley Jennings gleich aufgebrochen, doch sie hatte ihre Anweisungen, an die sie sich halten mußte.

Nachdem Shirley den Hörer in die Gabel gelegt hatte, fragte Mrs. Jennings: »Was wollte sie von dir?«

»Nichts«, antwortete Shirley einsilbig.

»Aber sie hat doch lange mit dir gesprochen.«

»Belangloses Zeug.«

»Willst du es mir nicht sagen?«

»Nein.«

»Du hast Geheimnisse vor mir?«

»Es ist nicht wichtig, was Madame M. gesagt hat.«

»Du kennst sie wirklich nicht?« fragte Mrs. Jennings ungläubig.

»Ich habe sie noch nie gesehen«, sagte Shirley, und sie dachte: Aber das wird sich bald ändern.

Shirleys Mutter blickte ihr Kind mißtrauisch an. Sie reimte sich etwas zusammen, und es fiel ihr schwer, den Mund zu halten.

»Ich gehe jetzt schlafen«, sagte Shirley.

Mrs. Jennings nickte.

»Gute Nacht, Ma«, sagte Shirley.

»Gute Nacht, mein Kind.« Mrs. Jennings biß sich auf die Lippe.

Irgend etwas stimmte da nicht. Was verheimlichte ihr ihre Tochter?

Shirley verließ den Livingroom. Mrs. Jennings hörte, wie sie die Treppe hochstieg. Sie selbst war noch nicht müde. An Schlaf wäre jetzt sowieso nicht zu denken gewesen, also verzichtete sie darauf, zu Bett zu gehen.

Madame M. wer war das? Was wollte diese Frau von ihrer Tochter? Wieso rief sie mitten in der Nacht an, obwohl Shirley sie nicht kannte?

Mrs. Jennings löschte das Licht und setzte sich.

Sie wurde den Verdacht nicht los, daß Shirley irgend etwas im Schilde führte. Aber was? Was hatte das Mädchen vor?

30 Minuten vergingen.

Shirley hatte sich angezogen auf das Bett gelegt. Ihre Gedanken kreisten immer um denselben Namen.

Madame M.

Sie verspürte einen unbändigen Drang, sich aus dem Haus zu stehlen. Ein Locken, Flüstern und Raunen war in ihr.

»Komm!« riefen Stimmen. »Komm zu uns! Warte nicht länger! Erhebe dich! Du bist auserwählt wie wir!«

Shirley richtete sich auf. Sie begab sich zum Fenster. Als sie es öffnete, quietschte es. Shirley stieß einen Fluch aus. Das verdeutlichte

einen Teil ihrer Wesensänderung. Früher hatte sie nie geflucht. Aber seit dem Telefonat mit Madame M. war sie eine andere geworden. Ihr Geist unterstand nicht mehr ihrer eigenen Kontrolle. Er wurde von Madame M. gelenkt.

Stille herrschte im Haus.

Ein hartes Lächeln umspielte Shirleys Lippen.

Die Gelegenheit war günstig.

Wenn sie jetzt aus dem Fenster kletterte, würde ihre Mutter keine Ahnung haben, daß sie fortgegangen war. Fort zu Madame M. Und nie mehr würde sie hierher zurückkehren.

Mrs. Jennings hatte unten das Quietschen des Fensters vernommen. Erschrocken war sie zusammengezuckt. Sie hob den Blick, schaute zur Decke. Was war dort oben los? Was hatte Shirley vor?

Wieso öffnete sie das Fenster?

Mrs. Jennings erhob sich und verließ den Livingroom.

Sie erreichte die Treppe. Ihre Finger berührten den Handlauf. Sie zuckte wieder zusammen.

Vorsichtig setzte sie ihren Fuß auf die erste Stufe. Lautlos schlich sie nach oben. Sobald sie die Tür von Shirleys Zimmer erreicht hatte, legte sie ihr Ohr an das Holz. Drinnen hätte es still sein müssen – wenn Shirley im Bett gelegen hätte, aber das war nicht der Fall.

Mrs. Jennings öffnete energisch die Tür.

Sie sah Shirley.

Schon halb draußen beim Fenster.

»Shirley!« rief sie scharf. »Shirley, was tust du da?«

»Das siehst du doch«, gab das Mädchen spitz zurück.

»Du kommst auf der Stelle wieder herein!«

»Besser, du läßt mich gehen, Mutter!« sagte Shirley. Ein drohender Unterton war in ihrer Stimme. Sie starrte ihre Mutter gereizt an.

»Ah, jetzt durchschaue ich das Spiel!« rief Mr. Jennings zornig aus. »Du denkst wohl, deine Mutter ist schon verkalkt, was? Diese Madame M. hat dich im Auftrag eines Mannes angerufen! Ihr dachtet, bei einer Frauenstimme würde ich nicht Verdacht schöpfen, wie? Aber ich bin euch auf die Schliche gekommen. Du stiehlst dich aus dem Haus, um zu einem verdammten Mann zu gehen! Flittchen! Sofort kommst du zurück!«

Mrs. Jennings eilte zum Fenster.

»Verschwinde, Mutter!« zischte Shirley.

Mrs. Jennings versetzte ihr eine Ohrfeige. »Ich laß dich nicht gehen! Solange du unter meinem Dach wohnst, kannst du nicht tun, was du willst, merke dir das!«

Sie packte zu und zerrte das Mädchen zum Fenster herein. Dabei entwickelte sie erstaunliche Kräfte.

»Zum letztenmal!« fauchte Shirley. »Hau ab!«

»Nicht mit mir!« schrie Mrs. Jennings. »Wenn du auch schon bist, ich werde immer noch mit dir fertig.«

»Hinaus aus meinem Zimmer!«

»Das würde dir so passen. Damit du dich zu deinem Mistkerl verdrücken kannst. Kommt nicht in Frage! Du bleibst hier. Und wenn ich dich am Bett festbinden muß!«

»Du bist verrückt!« sagte Shirley wütend. »Du weißt nicht, was du damit heraufbeschwörst! Ich muß gehen! Ich kann nicht bleiben! Verstehst du? Ich muß!«

»Weil er es von dir verlangt? Der soll mir ja nicht unter die Augen kommen, dieser Halunke. Einen Stuhl würde ich auf seinem Rücken kaputtschlagen. Jawohl, das würde ich tun!«

»Okay!« sagte Shirley gepreßt. »Du willst es nicht anders!« Sie griff nach der Nachttischlampe, riß den Stecker aus der Dose und schwang die Lampe hoch.

»So tief bist du schon gesunken? Daß du auf deine leibliche Mutter losgehst?« rief Mrs. Jennings entrüstet.

»Ich habe dich gewarnt!« sagte Shirley rauh. »Du wolltest nicht hören!«

Mit einem schnellen Schritt war sie heran. Sofort schlug sie zu.

Der Marmorteil der Lampe traf die Frau. Sie wollte zwar ausweichen, aber sie war nicht schnell genug.

Ächzend brach Mrs. Jennings zusammen.

Shirley lachte kalt. »Ich habe dich gewarnt«, sagte sie noch einmal. Dann ließ sie die Lampe fallen und verließ ihr Zimmer.

Diesmal durch die Tür…

Sie begegnete auf ihrem Weg zu Madame M. niemandem. Vor einer Hintertür blieb sie stehen. Finsternis umgab sie. Sie klopfte.

Dreimal – wie es ihr Madame M. aufgetragen hatte. Lautlos öffnete sich die Tür. In der Finsternis leuchteten zwei gelbe Punkte.

Katzenaugen!

»Hier bin ich, Madame«, sagte Shirley.

»Tritt ein«, forderte sie eine angenehme Stimme auf. »Sei willkommen.«

Shirley betrat das Gebäude. Obwohl niemand die Tür anfaßte, schloß sie sich hinter dem Mädchen.

Madame M. war eine große hagere Frau. Sie war schwarz gekleidet. In jungen Jahren mußte sie sehr schön gewesen sein. Nun waren ihre Züge hart, die Wangen sanken unter den Backenknochen tief ein, der Mund war faltig.

Shirley stellte fest, daß sich die Augenfarbe von Madame veränderte. Das Gelb wurde zu einem düsteren Braun.

»Du bist schnell gekommen«, sagte die unheimliche Frau.

»So, wie Sie es verlangt haben.«

»Hat deine Mutter Verdacht geschöpft?«

»Leider ja.«

»Was ist passiert?«

»Sie wollte mich zurückhalten.« Shirley lachte. »Als ob sie das gekonnt hätte.«

»Was hast du getan?«

»Ich habe sie niedergeschlagen.«

Madame M. lächelte und nickte zufrieden. »Das ist gut. Sehr gut. Du befindest dich bereits auf dem richtigen Weg. Was hältst du von der Macht des Bösen?«

»Ich bete sie an.«

»Das wird dem Fürsten der Finsternis gefallen. Asmodina, seine Tochter, hat mir höllische Kräfte verliehen, und ich setze sie im Sinne des Bösen ein. Es liegt in meiner Macht, dich unsterblich zu machen. Möchtest du das?«

»Nur, wenn es auch dir gefällt, Gebieterin«, sagte Shirley Jennings unterwürfig.

»Du wirst zu einem Teil der Hölle werden!« kündigte Madame M. an. »Schreckliche Taten wirst du vollbringen, zum Gefallen jener Mächte, die eines Tages über das Gute triumphieren werden! Du bist eine der Auserwählten. Aber du bist noch nicht die letzte. Es werden viele den Weg beschreiten, den du heute eingeschlagen hast. Wir werden uns laufend vergrößern. Ein Heer wird mir zur Verfügung stehen. Wir werden Angst und Schrecken verbreiten und London in ein furchtbares Chaos stürzen.«

Shirleys Augen glänzten vor Begeisterung. »Ich bin dabei, Gebieterin.«

»Komm«, sagte Madame M. »Nimm die Schwarze Weihe in Empfang, damit du für immer mit der Hölle verbunden bleibst.«

Die unheimliche Frau führte das Mädchen in einen schwarzen Raum.

Ein Sigill aus Kupfer war in den Boden eingearbeitet.

Vor diesem stilisierten Teufelskopf mußte sich Shirley Jennings hinknien. Niemals hätte sie das getan, wenn die hypnotische Kraft von Madame M. sie nicht in ihren Bann geschlagen hätte.

Die schwarz gekleidete Frau öffnete einen Schrein aus schwarzem Ebenholz. Sie traf ihre Vorbereitungen.

Shirley kniete indessen schweigend vor dem Teufelskopf.

Leben kam plötzlich in ihn. Er blickte das Mädchen grinsend an.

Doch Shirley Jennings erschreckte das nicht. Sie wußte, daß das alles zum Ritual gehörte, dem sie sich unterziehen mußte.

Madame M. wandte sich um.

Jetzt leuchteten ihre Augen wieder hellgelb. Sie war eine gefährliche Hexe. Aber sie verstand es, die Menschen vorzüglich zu täuschen. Bis zum heutigen Tag war noch niemand hinter ihr Geheimnis gekommen,

und so sollte es auch in Zukunft bleiben.
»Schwester im Bösen!« sagte sie feierlich.
Shirley breitete die Arme aus. »Ich bin bereit.«
»Schwörst du dem Guten ab?«
»Ich habe es getan.«
»Willst du dem Bösen dienen?«
»Es gibt kein erstrebenswerteres Ziel für mich.«
»Ich bin Madame Morte. Morte – der Tod!« flüsterte die Hexe.
»Und den Tod sollst du über die Menschen bringen, die in dieser Stadt wohnen. Willst du das tun?«
»Ja!« keuchte Shirley begeistert. »Ja!«
Madame M. steckte rings um das Sigill Räucherstäbchen in den Boden. Der Rauch roch nach Schwefel. Die Hexe trat zurück. Shirley konnte sie bald nicht mehr sehen. Schwaden umtanzten sie, die immer dichter wurden. Sie fühlte sich abgetastet, angefaßt. Finger griffen in ihr Haar, zerzausten es. Wohlige Schauer durchliefen ihren Körper. Sie wiegte sich leicht hin und her, während das kupferne Sigill allmählich zu glühen begann.
Langsam löste sich der Teufelskopf vom Boden.
Er schwebte hoch.
Haß, Bosheit, Gemeinheit war im Blick des Satans.
Sein Gesicht schwebte vor Shirleys Augen. Langsam kam es näher. Shirley Jennings stockte unwillkürlich der Atem. Die Dämpfe, die sie umhüllten, waren berauschend. Sie entzückten sie. Sie ließen in ihr den Wunsch aufkeimen, mit Leib und Seele dem Teufel zu gehören.
»Nimm mich!« flüsterte sie. »Nimm mich, Herr der Finsternis!«
Sein glühendes Gesicht legte sich über ihr Antlitz. Ein kurzes schmerzhaftes Brennen. Shirley schrie auf. Mit beiden Händen griff sie nach ihrem Gesicht. Verwundert stellte sie fest, daß ihre Finger etwas ertasteten, das nicht zu ihr gehörte.
Eine kolossale Veränderung ging mit ihr vor. Sie spürte es. Ihr Kopf wuchs. Er wurde rund und bedeckte sich mit weichem Fell.
Sie wußte mit einemmal, daß sie auch Katzenaugen hatte. Wie Madame M. Sie ließ die Hände sinken und richtete ihren Blick darauf.
Es waren keine Hände mehr.
Tatzen waren es nun.
Aus dem Rauch, der sie immer noch umschmeichelte, wurde ein Spiegel, und Shirley Jennings konnte sehen, was aus ihr geworden war.
Eine Tigerfrau!
Aber sie war nicht unglücklich darüber. Im Gegenteil, sie war stolz darauf, daß Madames Wahl auf sie gefallen war.

***

Tags darauf war ich schon früh im Büro. Glenda Perkins, meine Sekretärin, brachte mir einen Kaffee.

»Haben Sie die Handwerker im Haus oder sind Sie gleich von irgendeiner Bar hierher gekommen?« fragte das schwarzhaarige Mädchen schelmisch lächelnd.

»Weder noch«, gab ich zurück.

»Was treibt Sie dann so früh an den Schreibtisch?«

»Mein Pflichtbewußtsein.«

»Hat das jeder Mensch?«

»Jedenfalls sollte es jeder haben«, erwiderte ich.

Sie schaute mich vorsichtig von der Seite an. »Ist Ihnen etwas über die Leber gelaufen, John?«

»Ja. Ein Monster. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich jetzt arbeiten ließen.«

»Habe schon verstanden. Niemand soll behaupten, hübsche Mädchen wären dümmer als häßliche«, sagte Glenda und machte die Tür von außen zu. Ich hatte die Kollegen in der Computerabteilung gebeten, mir so schnell wie möglich alles über Madame M. zu beschaffen, was im Computer gespeichert war.

Es war leider nicht sehr viel.

Nur daß Madame M. mit vollem Namen Melissa Morte hieß und eine Zeitlang mit einem Wanderzirkus durch die Lande gezogen war, bevor sie sich von ihren Ersparnissen dieses Horrorkabinett eingerichtet hatte. Ihre Ungeheuer sollten sehenswert sein. So richtig zum Gruseln. Die Monstershow gab es erst seit kurzem, und Madame M. hatte der Presse gegenüber verlauten lassen, daß sie das Angebot laufend ergänzen und ausweiten wolle.

Madame Melissa Morte!

Ich war neugierig auf diese Frau.

Aber noch konnte ich sie nicht aufsuchen, denn ich hatte Claire Biggers zu mir bestellt.

Sie traf mit ihrem Bruder ein. Wenn ich die Augen schloß, hatte ich den Eindruck, einen guten Bekannten vor mir zu haben. Mit offenen Augen mußte ich allerdings feststellen, daß mir ein Fremder gegenübersaß. Ehrlich gesagt, ich hatte mir den Rundfunkmoderator ganz anders vorgestellt. Stattlicher, größer.

Der Mann vor mir war klein. Er trug eine randlose Brille, und seine Stimme paßte überhaupt nicht zu ihm.

Zwischen Claire und ihm war nicht die geringste Ähnlichkeit festzustellen, obwohl sie Geschwister waren.

Ich blickte das blonde Mädchen an. »Wie geht es Ihnen?«

Sie winkte ab. »Ich fühle mich elend.«

»Unser Hausarzt mußte sich um sie bemühen«, sagte Bertie Biggers. »Ohne Schlaftabletten hätte sie heute nacht kein Auge zugetan.«

»Das kann ich verstehen«, sagte ich. »Sie hatte ja auch ein schreckliches Erlebnis hinter sich.«

»Wobei mein bester Freund sein Leben verloren hat«, ergänzte Bertie Biggers. Es klang beinahe wie ein Vorwurf. Oder irrte ich mich? Wollte Biggers andeuten, ich hätte nicht genug getan, um Henry Taviss dieses furchtbare Ende zu ersparen? Zugegeben, an diesem Tag war auch ich nicht gerade besonders in Form, und es bestand deshalb die Gefahr, daß ich jemanden sehr leicht mißverstand. Deshalb überging ich Biggers Bemerkung.

»Was mit Mr. Taviss geschehen ist, tut mir aufrichtig leid«, sagte ich.

»Er war ein feiner Kerl«, sagte Bertie Biggers. »Man konnte alles von ihm haben. Wirklich alles.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Immerhin hat er sein Leben für die Sicherheit Ihrer Schwester gegeben.«

»Monster!« Bertie Biggers schüttelte den Kopf. »Wenn ich davon meinen Hörern erzählen würde, würden sie denken, ich habe den Verstand verloren, und das mit Recht.«

»Deshalb würde ich darüber an Ihrer Stelle auch lieber schweigen«, sagte ich.

»Das werde ich. Darauf können Sie sich verlassen, Mr. Sinclair.«

»Es hätte wenig Sinn, die Leute in Panik zu versetzen«, sagte ich.

»Bisher waren für mich solche Ungeheuer immer nur Fabelwesen. Daß meine Schwester einmal einem begegnen würde, hätte ich mir im Traum nicht einfallen lassen. Ich dachte, so etwas würde es bloß im Film geben. Oder bei Madame M.«

Ich horchte auf.

Da war der Name schon wieder!

»Kennen Sie Madame M.?« fragte ich gespannt.

»Nicht persönlich. Aber ihre Monster-Show.«

»Haben Sie sie sich angesehen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Vor zwei Tagen. Mit Claire«, sagte Bertie Biggers. »Sie war es sogar, die den Vorschlag gemacht hat, da reinzugehen.«

»Kamen Sie auf Ihre Kosten?«

Biggers schüttelte den Kopf. »Ich finde es widerwärtig, womit diese Frau ihr Geld verdient. Diese Spekulation mit der Angst der Menschen sagt mir nicht zu.«

»Mir auch nicht«, sagte ich. Meine Gedanken überschlugen sich.

Melissa Morte! Diese Frau mußte mit dem Auftauchen des Monsters irgend etwas zu tun haben. Ich konnte es kaum noch erwarten, ihre Bekanntschaft zu machen. Aber zuvor bat ich Claire Biggers, mir zu erzählen, was sich ereignet hatte, bevor sie in meinen Fall geraten war.

Ich erfuhr von Norman Coughlin, mit dem sie heute früh Schluß gemacht hatte. Sie erzählte mir von Eugene Walton, vor dem sie sich verdrückt hatte, und je näher sie an das schreckliche Ereignis herankam, das sie so sehr aus der Bahn geworfen hatte, um so mehr blieb sie stecken. Schließlich sprach sie nicht mehr weiter.

Ich hatte Verständnis dafür, quälte sie nicht weiter.

Coughlins und Waltons Namen schrieb ich mir auf. Ich war davon überzeugt, daß sie für meinen Fall keinerlei Bedeutung hatten, aber ich wollte sie doch in meinem Bericht erwähnen.

Vorausgesetzt, es gelang mir, den Fall abzuschließen, denn im Moment hatte bestimmt noch Madame M. alle Trümpfe in der Hand.

»Werden Sie die Bestie finden und zur Strecke bringen, Mr. Sinclair?« fragte Bertie Biggers.

»Sie können sicher sein, daß ich alles in meiner Macht Stehende unternehmen werde, damit dieses Monster nicht noch weitere Menschen tötet«, erwiderte ich.

Biggers nahm seine randlose Brille ab. Er massierte die Druckstelle auf seiner Nase, setzte die Brille wieder auf, sah mich voll an.

»Ich habe über all das gründlich nachgedacht, Mr. Sinclair.«

»Ich auch.«

»Vielleicht sollte ich es Ihnen sagen.«

»Was?« fragte ich.

»Ich bin nicht 100prozentig sicher…«

»Trotzdem heraus damit!« forderte ich den Rundfunkmoderator auf.

»Ich bilde mir ein, ein Monster, wie es Claire gesehen hat, in Madames Horrorkabinett gesehen zu haben.«

»Interessant«, sagte ich beeindruckt. Wenn sich Bertie Biggers nicht irrte, eröffnete diese Behauptung völlig neue Perspektiven, denn dann war Claire Biggers dem Ungeheuer nicht in der vergangenen Nacht zum erstenmal begegnet, sondern bereits vor zwei Tagen – bei Madame M.

Ich spann meinen Gedankenfaden weiter.

Hatte diese erste Begegnung die zweite zur Folge gehabt? Hatte das Ungeheuer in der vergangenen Nacht nicht wahllos zugeschlagen? Hatte es beabsichtigt, sich Claire zu holen, das Mädchen, das ihm in Madame M.s Horrorkabinett gegenübergestanden hatte?

Waren somit alle jene besonders gefährdet, die sich Madame M.s Grusel-Show schon mal angesehen hatten?

Einfach unter den Teppich zu fegen waren diese Überlegungen nicht. Ich nahm mir vor, sie im Auge zu behalten.

»Werden Sie sich die Monster-Show ansehen, Mr. Sinclair?« fragte Bertie Biggers und holte mich von meinem Gedankenausflug zurück.

Ich nickte. »Auf jeden Fall.«

»Brauchen Sie uns noch?« erkundigte sich der Rundfunkmoderator.

»Sie können gehen«, sagte ich und erhob mich. »Passen Sie auf Ihre Schwester auf!«

»Das tu' ich ganz bestimmt.«

»Übrigens, Ihre Sendungen gefallen mir ausgezeichnet.«

»Ein Grund mehr für mich, so wie bisher weiterzumachen«, sagte Bertie Biggers.

»Das ist der einzig richtige Weg.« Ich gab Claire die Hand. Sie drückte kaum zu. Dafür war Bertie Biggers Händedruck um so fester.

Als sie draußen waren, setzte ich mich.

Plötzlich war aus Melissa Morte eine Drehscheibe geworden. Sie war der Angelpunkt in diesem Fall. Ich schloß die Flügelmappe und legte sie in eine der Schreibtischladen.

Das Telefon schlug an. Ich hob ab. »Bin nicht mehr da«, sagte ich.

»Oh, fein«, entgegnete Glenda Perkins. »Auch für Jane Collins nicht? Dann wage ich wieder ein bißchen zu hoffen.«

Ich verstand den Wink mit dem Zaunpfahl. Glenda war ein wenig verknallt in mich, und sie hatte unter meinem Wahlspruch zu leiden: Liebe niemals am Arbeitsplatz. Aber selbst wenn sie gekündigt hätte, wäre wohl kaum etwas aus uns geworden, denn es gab auch noch Jane Collins, meine Freundin.

»Für Jane bin ich immer da«, sagte ich.

Und Glenda seufzte: »Schade.«

Dann war sie weg, und Jane sprach mit mir. »Hallo, John. Hast du einen Einsatz?«

»Wie immer«, antwortete ich.

»Habe ich keine Chance, dich von deinem Schreibtisch loszueisen?«

»Kaum.«

»Das trifft mich aber hart.«

»Tja, Dienst ist Dienst – und Jane ist Jane.«

»Freut mich, daß du mich wenigstens noch vor dem Schnaps einreihst«, sagte Jane Collins leicht gesäuert.

»Was hätte denn auf dem Programm gestanden?« erkundigte ich mich.

»Ein Besuch der Monster-Show. Soll ganz toll sein. Leute wie wir sollen uns das auf jeden Fall ansehen, wo wir doch immer wieder mit solchen Biestern zu tun haben. Da ich kein gutes Gefühl hätte, wenn ich mir die Ungeheuer allein ansehen würde, dachte ich, ich frage dich, ob du mich begleitest.«

»Warum sagst du das denn nicht gleich? Für die Monster der Madame M. habe ich selbstverständlich Zeit.«

»Gott, wie muß ich aussehen, wenn du diesen Ungeheuern den Vorzug gibst.«

»Süß«, sagte ich. »Einfach süß.«

Wir vereinbarten einen Treffpunkt, dann legte ich auf. Als ich kurz

darauf aus meinem Büro trat, blickte mich Glenda Perkins fragend an.

»Sie verlassen uns?«

»Die Ungeheuer von Madame M. warten auf mich«, sagte ich und erklärte meiner Sekretärin die Zusammenhänge.

»Hoffentlich wird keines dieser Scheusale lebendig«, sagte Glenda. Es sollte ein Scherz sein, aber ich konnte nicht darüber lachen.

Mit dem Fahrstuhl fuhr ich nach unten. Als ich aus dem Lift trat, stand plötzlich Bill Conolly vor mir.

»Das nennt man Glück«, sagte er.

Ich nickte. »Wenn du eine Minute später gekommen wärst, hättest du mich in diesen heiligen Hallen nicht mehr angetroffen.«

»Wohin bist du unterwegs?«

»Zu einer Verabredung.«

»Darf ich mitkommen?«

»Wenn es dich nicht stört, das fünfte Rad am Wagen zu sein.«

»Nicht im geringsten. Wen willst du treffen?«

»Zuerst Jane Collins und anschließend die Monster von Madame M.«

»Auf die bin ich auch neugierig. Ich wollte dir den Vorschlag machen, mit mir das Horrorkabinett aufzusuchen. Deshalb bin ich hier.«

»Vorschlag angenommen«, sagte ich.

Wenig später saßen wir in meinem Bentley. Ich erzählte meinem Freund von Claire und Bertie Biggers Besuch, und was ich von den beiden erfahren hatte.

Madame M.!

Was würde uns da erwarten? Wir fuhren einer äußerst ungewissen Zukunft entgegen.

***

Melissa Morte rieb sich erfreut die Hände. Ihr Ausstellungsangebot vergrößerte sich fast täglich. In der vergangenen Nacht war ihr Shirley Jennings in die Netze gegangen. Weitere Menschen sollten ihr noch zum Opfer fallen. Die Hölle brauchte Vasallen. Diener, die sich um das Böse verdient machten.

Madame M. hatte mit ihren heimlichen Aktivitäten ein Schneeballsystem ins Leben gerufen. Wenn sie ein Monster schuf, konnte dieses mehrere Menschen töten.

Mehr Monster – mehr Tote!

Eine einfache Rechnung.

Melissa Morte begab sich in den schwarzen Raum, in dem Shirley Jennings in der vergangenen Nacht die schwarze Weihe empfangen hatte und zur Tigerfrau geworden war.

Madame M.s Blick fiel auf das kupferne Sigill.

Sie steckte kleine Räucherstäbchen in die Ritzen des Bodens und

zündete sie an. Der Qualm nahm der Hexe den Atem.

Sie keuchte, verdrehte die Augen, schlug die Hände vors blasse Gesicht, wartete, bis die Schwaden sie völlig eingehüllt hatten.

»Herr der Finsternis!« flüsterte sie dann. »Höre den Ruf deiner Braut!«

Ein unheimliches Knistern erfüllte den Raum.

»Zeig mir den Weg, den ich einschlagen soll!« verlangte die Hexe. »Mache mich rechtzeitig auf die Gefahren aufmerksam, die mir auf diesem Weg begegnen werden, damit ich mich dagegen wappnen kann.«

Sie ließ die dürren Hände langsam sinken.

Ihre Augen öffneten sich. Sie blickte auf den stilisierten Teufelskopf, dessen Konturen glutrot geworden waren und ihr aus dem gelblichen Rauch entgegenleuchteten.

Der Teufel verzerrte sein Gesicht zu einer häßlichen Fratze. »Du befindest dich auf dem richtigen Weg. Mache so weiter, dann kann die Macht des Bösen mit dir zufrieden sein.«

»Habe ich etwas zu befürchten? Sind Schwierigkeiten zu erwarten?«

»Ja.«

»Welche?«

»John Sinclair, der Geisterjäger, interessiert sich für dich.«

»Was hat er vor?«

»Er befindet sich bereits auf dem Weg zu dir.«

Der Teufelskopf wurde zu einer milchigen Scheibe. Auf ihr erschien das Gesicht des Geisterjägers. Melissa Morte sollte wissen, wen sie vor sich hatte, wenn John Sinclair hier eintraf.

»Wird er allein kommen?« fragte die Hexe erregt.

»Nein. Er wird von seiner Freundin Jane Collins und seinem Freund Bill Conolly begleitet.«

Zu jedem Namen erschien für kurze Zeit das entsprechende Gesicht. Madame M. prägte sich jedes gut ein. Sie lachte gemein.

»Ich werde aus meinem Kabinett eine tödliche Falle machen, aus der es für John Sinclair und seine Freunde kein Entrinnen gibt.«

Der Teufelskopf grinste zufrieden. »Daran tust du gut. Wenn Sinclair aus dem Weg geräumt ist, ist ein großes Bollwerk des Guten zerstört. Dann steht dem Vormarsch der Hölle kaum noch etwas im Wege.«

»Du wirst mit mir zufrieden sein«, versprach die Hexe.

»Das hoffe ich.«

»Aus diesem Kabinett kommt John Sinclair nicht lebend raus, dafür verbürge ich mich mit meinem Leben.«

»Einverstanden!« sagte der Teufel.

Dann erlosch das Glühen. Die Konturen des Sigills erstarrten zur Leblosigkeit.

***

Er hieß Drue Copperstein, und ihr Name war Lucy Flint. Die beiden wollten sich mal so richtig gruseln. Angeblich war das nirgendwo besser möglich als bei Madame M.

Deshalb machten sie sich auf den Weg zur Monster-Show.

Drue Copperstein arbeitete als Filmvorführer in einem neu errichteten Londoner Kinocenter. Da sein Chef immer noch auf die Sexwelle setzte, kam bei ihnen kaum mal ein echter Horrorfilm raus.

Angelockt von den Zeitungsannoncen und -berichten, die von Madames Horrorkabinett schwärmten, wollten Drue und Lucy sich selbst davon überzeugen, was an der Sache dran war.

Er holte seine Freundin von zu Hause ab. Sie stieg in seinen Wagen. Ein Mädchen mit schmalen Hüften, rötlich blondem Haar, vielen Sommersprossen und leicht wulstigen Lippen. Kußlippen, wie er immer behauptete. Sie war keine ausgesprochene Schönheit.

Da er das aber auch nicht war, hatten sie sich beide nichts vorzuwerfen.

Sie küßte ihn auf den Mund. »Hallo, Drue.«

»Schon aufgeregt?«

»Ein bißchen kribbelig«, gab sie zu.

Eigentlich wunderte er sich darüber, daß sie mit ihm zu Madame M. fuhr. Sie war ein bißchen hysterisch. Manchmal mußte sie sich schon bei der kleinsten Aufregung übergeben.

Aber sie wollte nicht als Weichling gelten, deshalb hatte sie sofort eingewilligt, als Drue den Vorschlag gemacht hatte, die Schauerbude aufzusuchen.

»Kann's losgehen?« fragte er.

Sie nickte. »Von mir aus.«

»Ich hoffe, du hast ein zweites Höschen dabei«, sagte er und wies grinsend auf ihre kleine Handtasche. »Bei Madame M. wirst du es sicher brauchen.«

»Wir werden sehen, wer zuerst in Ohnmacht fällt, du oder ich«, sagte Lucy Flint. Sie stieß Drue Copperstein leicht an. »Fahr los!«

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Er brauste ab.

»Wenn man zuviel erwartet, ist man hinterher zumeist enttäuscht«, sagte Lucy während der Fahrt.

Drue hatte den Eindruck, sie sprach so, um sich selbst Mut zu machen.

Er schüttelte den Kopf. »Madame M. übertrifft angeblich die kühnsten Erwartungen.«

»Wer behauptet das?«

»Na, die Presse.«

»Ist dir bekannt, wieviel Geld die Reporter von Madame M. heimlich gekriegt haben, damit sie die Geschichte ein bißchen aufbauschen?«

»Nein.«

»Na siehst du. Alles Schwindel, Reklameblüten. Aber nichts Großartiges dahinter.«

»Man soll regelrecht Angst verspüren«, sagte Drue Copperstein grinsend. »Die ausgestellten Figuren soll eine Aura des abgrundtiefen Bösen umgeben.«

»Quatsch. Alles Humbug.«

»Aber es verkauft sich gut«, sagte Drue.

Sie hatten nicht mehr weit zu fahren. Drue schaute sich beizeiten um einen Parkplatz um. Den Rest des Weges legten sie zu Fuß zurück. Drue nahm seine Freundin um die Mitte.

»Wer weiß, vielleicht finden wir aus dem Gruselkabinett nicht mehr heraus. Dann müssen wir drinnen bleiben und werden allmählich auch zu Ungeheuern. Würde dir das gefallen?«

»Ideen hast du«, sagte Lucy kopfschüttelnd.

»Tja, so wird man, wenn man immer nur Sexfilme zu sehen kriegt. Eines Tages lechzt man dann nach einer Abwechslung – und der beste Kontrast zu Sex ist wohl Horror.«

Sie trafen vor dem Eingang des Horrorkabinetts ein. Lucy Flint drückte sich etwas fester an Drue. Er spürte, wie sie zitterte.

Schmunzelnd meinte er: »Keine Sorge. Wir kommen da bestimmt wieder mit heiler Haut heraus.«

Vor dem Eingang stand ein pummeliges Ungeheuer. Auf breiten Schultern saß ein Kobraschädel, dessen Augen Lucy und Drue feindselig anstarrten. Das Mädchen trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Drue Copperstein lachte herzlich. »Na, das kann ja heiter werden, wenn du hier draußen schon ausflippst. Das ist doch bloß der Eintrittskartenautomat. Hier wirft man das Geld ein, und da kommt die Karte heraus.«

Lucy atmete auf. »Ach so.«

Drue kramte in seinen Taschen nach Kleingeld herum.

Plötzlich stieß Lucy Flint hinter ihm einen erschrockenen Seufzer aus. Er war über den Automaten gebeugt, richtete sich auf und sah nun auch die bleiche Frau.

Eine hagere, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt. Mit faltigem Gesicht und stechenden Augen.

Madame M. persönlich!

»Sparen Sie sich Ihr Geld«, sagte sie mit einer Stimme, die viel zu sanft für ihr unheimliches Aussehen war.

»Wieso?« fragte Drue Copperstein. »Wir wollen uns die Show ansehen.«

»Ich muß vorübergehend schließen.«

»Hören Sie, das können Sie doch nicht machen. In allen Zeitungen steht, Sie haben von 9-18 Uhr durchgehend geöffnet.«

»Wenn nichts dazwischenkommt.«

»Davon steht nichts in den Ankündigungen.«

»Sie können gern später wiederkommen«, sagte Melissa Morte. »Dann dürfen Sie sogar gratis rein, einverstanden?«

Lucy Flint, die ohnehin nicht sonderlich erpicht auf den Besuch der Show war, zupfte Drue am Ärmel. Für sie war das Ganze lediglich eine Mutprobe, und sie war im Grunde genommen ganz froh darüber, daß der Besuch der Monster-Show verschoben werden mußte.

»Wir kommen später wieder, Drue. Das ist nicht weiter schlimm.«

Er nickte. »Na schön. Wenn du meinst.« Er streifte Madame M. mit einem verstimmten Blick und trollte sich dann mit seiner Freundin. Zwei Straßen weiter sagte er: »Ein komisches Weib ist das. Sie ist wohl die unheimlichste Figur ihres ganzen Ladens. Ich sage dir, die führt irgend etwas im Schilde. Irgend etwas stimmt da nicht. Schließt die Bude einfach. Da ist doch was faul an der Sache.«

»Das geht uns nichts an«, sagte Lucy Flint. »Deshalb kümmern wir uns auch nicht darum. Dort drüben ist ein Pub. Lädst du mich zu einem Drink ein?«

Er grinste. »Mit dem größten Vergnügen.«

Er spülte den Ärger mit einem Glas Red Barrell hinunter.

Aber seine Gedanken beschäftigten sich auch nachher noch mit Madame M. Die unheimliche Frau ging ihm einfach nicht mehr aus dem Kopf.

***

Ich stoppte den Bentley. Jane Collins stieg zu. Sie trug ein keck auf dem Blondkopf sitzendes rotes Käppi, einen gleichfarbigen Blazer und einen weißen Faltenrock. Sie war erfreut, Bill Conolly zu sehen.

»Du hast mir nicht gesagt, daß Bill mitkommt, John.«

»Es hat sich erst nach unserem Telefonat ergeben«, erwiderte ich.

»Habt ihr auch so ein eigenartiges Gefühl, wenn ihr an die Ungeheuer von Madame M. denkt?« fragte Jane.

»Mehr noch als du«, gab ich zurück.

Die blonde Detektivin lachte. »He! John Sinclair ist doch nicht etwa unter die Angsthasen gegangen!«

»Wir hatten in der vergangenen Nacht ein unliebsames Erlebnis mit einem Monster«, sagte Bill.

Jane blickte mich vorwurfsvoll an. »Davon hast du mir nichts erzählt.«

Ich holte es nach.

»Ach, deshalb warst du mit meinem Vorschlag, zu Madame M. zu gehen, sofort einverstanden«, sagte Jane, nachdem ich geendet hatte. »Jetzt ist mir alles klar. Du unternimmst gewissermaßen eine Dienstfahrt dorthin.«

»So ist es«, gab ich zu.

»Sag mal, kannst du überhaupt noch abschalten?«

»Sehr gut sogar. Wenn wir heute abend allein zu zweit sind, kann ich es dir gern beweisen.«

»Vorausgesetzt, es kommt nicht unverhofft ein Ungeheuer dazwischen.«

»Das ist klar«, sagte ich lächelnd.

Aber dieses Lächeln hielt nicht lange vor. Ich war nicht zu meinem Vergnügen unterwegs, und bei Madame M. konnte uns alle möglicherweise der Teufel holen. Niemand von uns konnte mit Sicherheit behaupten, daß es dazu nicht kommen würde.

15 Minuten nachdem Jane zugestiegen war, setzte ich meinen Bentley in eine Parktasche zurück.

»Wie treten wir auf?« erkundigte sich Bill Conolly. »Als gewöhnliche Besucher? Oder fällst du gleich mit der Tür ins Haus und erklärst der Madame, daß du von der Polizei bist? Oder soll *ich* die Lady ausquetschen, indem ich mich als Reporter mit gültigem Presseausweis vorstelle?«

»Die Reportermasche wäre nicht übel«, sagte ich. »Wenn Madame M. etwas auf dem Kerbholz hat, würde sie sich sofort einigeln, sobald der Name Scotland Yard fällt.«

Für mich stand immer fest, daß Melissa Morte nicht ganz sauber war. Ein kalter Schauer lief über meinen Rücken, als mir ganz unvermittelt Dr. Tod alias Solo Morasso einfiel.

Er war dabei, die Mordliga zu gründen, und er hatte in letzter Zeit große Fortschritte damit gemacht. Er hatte sich die Unterstützung von Tokata, dem Samurai des Satans, gesichert. Es war mir zwar gelungen, Tokata mit meinem magischen Bumerang den linken Arm abzutrennen, aber dabei hatte ich diese wertvolle Waffe verloren. Sie befand sich nun im Besitz von Dr. Tod. Und Tokata war immer noch höllisch gefährlich.

Auch die Terroristin Lady X gehörte Morassos gefährlichem Team an.

Und Mr. Mondo, der Monstermacher. Er hatte aus mir einen gefährlichen Werwolf gemacht, und wenn nicht alle meine Freunde geholfen hätten, mich zu retten, wäre ich diese Bestie wohl geblieben.

Nach Mr. Mondo war Lupina, die Königin der Wölfe, zu Solo Morassos Mordliga gestoßen.

Sie war fast vollzählig.

Zwei fehlten nur noch.

Konnte Dr. Tod sein Augenmerk auch schon auf Melissa Morte gelenkt haben? Mir war nicht geheuer bei diesem Gedanken.

»John«, sagte Jane neben mir. »He, John! Sag mal, träumst du?«

»Ja«, sagte ich.

»Wovon?«

»Von besseren Zeiten.«
»Bill hat dich etwas gefragt.«
»Und was?«
»Ob er vielleicht vorausgehen soll.«
Ich schüttelte den Kopf. »Mir wäre es lieber, wenn wir zusammenblieben. Man kann nicht wissen, was Madame M. so alles in den Sinn kommt.«
»Erwartest du Schwierigkeiten?« fragte Jane.
»Ich kann sie nicht von vornherein ausschließen«, antwortete ich.
»Wie gut, daß ich meine Silberkugel-Astra mitgenommen habe«, sagte Jane und klopfte auf ihre Handtasche.
»Dein Weitblick ist beachtlich«, sagte ich lächelnd.
»Und das ohne Fernrohr«, gab die Detektivin zurück.
Wir machten uns auf den Weg zu Madame M. Obwohl ich schon mal da gewesen war, kam mir am Tage alles anders vor. Ich kaufte die Tickets. Wir betraten das Horrorkabinett. Kaum hatten wir die Schwelle überschritten, da machte sich in uns ein eigenartiges Gefühl breit.
Uns war, als hätten wir eine andere Welt betreten.
Eine Welt des Grauens.
Des Todes. Der Vernichtung!
Die Wände waren mit purpurnem Samt bespannt. Schwarzmagische Zeichen waren über der Tür angebracht. Eindrucksvolle Gemälde verherrlichten das Böse in seiner gesamten Abscheulichkeit.
Teufelsrituale waren dargestellt. Hexensabatte fanden auf den Bildern statt. Grauenvolle Folterszenen sollten dem Betrachter unter die Haut gehen, und das taten sie auch.
Es war düster um uns herum.
Noch konnten wir kein Monster sehen.
Wir schritten einen Gang entlang. Weitere Gemälde stimmten uns auf den bevorstehenden Horror ein. Wir gerieten in ein Farbenspiel von Licht und Schatten. Der Boden unter unseren Füßen wurde weich.
Mir war, als würde ich ein morastiges Gelände durchqueren.
Leise Geräusche waren über unseren Köpfen. Unheimlich waren sie anzuhören, aber nicht zu definieren.
Mal hörte es sich wie das Schlagen von mächtigen Schwingen an, dann wiederum wie das Seufzen eines Sterbenden.
Es wurde kühl.
Die Spannung in uns wuchs, wurde zu einer unangenehmen Beklemmung. Der Gang machte einen Knick nach links, und dann standen wir unvermittelt vor der ersten Bestie.
Ein widerlicher Ghoul war es.
Halb Mensch, halb Ungeheuer. Klein von Wuchs, mit kahlem Schädel, tief in den schwarzen Höhlen liegende, funkelnde Augen.

Sein Maul war weit aufgerissen. Er hatte dreieckige Zähne. Seine Haut war transparent und machte einen schleimigen Eindruck.

Er schien zu leben, erweckte den Anschein, als würde er nur unseretwegen stillstehen, um uns zu täuschen.

Er sah aus, als könnte er jeden Augenblick auf uns losgehen.

Ich hatte schon mehrmals mit dieser scheußlichen Brut zu tun gehabt.

Und dieser Ghoul hier sah echt aus. Ich weigerte mich zu glauben, er wäre nur eine Puppe.

Das war der perfekteste Horror, den ich je gesehen hatte.

Es stimmte nicht nur alles an dem Ghoul, sondern auch die Umgebung war ihm total angepaßt. Vor uns waren Gräber zu sehen.

Ein Teil eines finsteren Gottesackers.

Der Friedhof war das Reich des schrecklichen Wesens. Mondlicht – natürlich künstlich, aber perfekt gemacht – erhellte dürftig die unheimliche Szene.

Jane Collins hatte nicht den Wunsch, näher an den Ghoul heranzugehen. Bill Conolly drängelte sich zwischen uns hindurch und faßte das Wesen an.

»Kalt«, stellte er fest. »Wie ein Eisblock. Und ebenso leblos.« Er klopfte mit den Knöcheln auf den bleichen Schädel.

Mir war, als würde der Ghoul mich feindselig anstarren. Und als ich weiterging, hatte ich das Gefühl, das Ungeheuer würde mir nachsehen. Ein Trick von Madame M.? Eine Sinnestäuschung?

Realität? Ich vermochte es nicht zu sagen.

In der nächsten Abteilung sahen wir ein Stück Dschungel.

Täuschend echt nachgemacht. Zwischen Lianen, Farnen und Schlinggewächsen stand eine Tigerfrau – zum Sprung geduckt. Ihr Blick schien uns töten zu wollen. Das Maul war geöffnet. Kräftige Raubtierzähne und krallenbewehrte Tatzen wirkten bedrohend.

Aus dem Urwald wehte uns ein Hauch des Todes entgegen. Kein Leben war in der Nähe der Tigerfrau, und derjenige, der sie betrachtete, hatte das Gefühl, daß auch er nicht mehr lange zu leben hatte.

Als nächstes blickten wir in eine graue schmucklose Gruft, in deren Mitte ein schwarzer Sarg stand. Mit violetter Seide ausgeschlagen. Von Meisterhand bearbeitet. Und in dem Sarg saß ein Vampir.

Kreidebleich. Die schmalen Hände klammerten sich um den Sargrand. Der Blutsauger war gerade im Begriff, seine Ruhestätte zu verlassen. Eine unheimliche Momentaufnahme.

Der Vampir schien nur unseretwegen aus dem Sarg zu steigen.

Weil er nach unserem Blut gierte.

»Schaurig«, flüsterte Jane Collins.

»Gut arrangiert«, pflichtete ich ihr bei. Bei jedem Monster stimmte

das Drumherum in jedem Detail, und diese Gesamtheit rief erst jene unheimliche Atmosphäre hervor, die an Dichtheit und Intensität nicht zu übertreffen war.

»Ob wir Madame M. zu Gesicht kriegen werden?« fragte Bill Conolly.

»Das hoffe ich«, sagte ich.

Wir gingen weiter.

Beim Anblick eines Werwolfs gab es mir unwillkürlich einen Stich. Die Augen der Bestie schienen zu glühen. Das gesträubte Fell, die hochgezogenen Lefzen, die mörderischen Pranken, alles wirkte dermaßen echt, daß mein Mund trocken wurde.

Es war noch nicht lange her, da hatte ich genauso ausgesehen.

Schrecklich.

Mir war so ekelhaft zumute, daß ich trachtete, schnell weiterzukommen. An dieses Erlebnis wollte ich tunlichst nicht mehr erinnert werden. Es saß mir auch so noch tief in den Knochen.

»Hast du was?« fragte Jane.

»Ja. Ich habe was gegen Werwölfe«, knurrte ich ganz hinten in der Kehle.

Jane kannte den Grund. Sie nickte schweigsam. Wir gingen weiter. Dabei kam mir ein furchtbarer Gedanke. Ohne einen besonderen Grund fielen mir die Menschen ein, die in letzter Zeit verschwunden waren. Niemand wußte, wohin sie gekommen waren. Sie waren nie wieder aufgetaucht.

Vielleicht war es verrückt, aber hatten sie möglicherweise ihren Weg zu Madame M. gefunden?

Wir waren hier von grauenerregenden Geschöpfen umgeben.

Halb Mensch – halb Bestie!

Hatte Madame M. diese Ungeheuer aus den verschwundenen Personen gemacht? Dieser Gedanke fesselte mich. Er ließ mich nicht mehr los. Wenn ich schon hier war, wollte ich auch in dieser Richtung recherchieren.

»John!« sagte plötzlich Bill Conolly. Er blieb wie angewurzelt stehen.

Meine Augen folgten seinem Blick. Bill stieß die Luft geräuschvoll aus. Und mir stockte unwillkürlich der Atem, denn wir hatten einen alten Bekannten vor uns: den Drachen der vergangenen Nacht!

***

Glenda Perkins setzte zwei Schreiben auf, die John Sinclair nur noch zu unterzeichnen brauchte. Sie legte die Blätter in die Unterschriftenmappe, holte ihre Puderdose aus der Handtasche und warf einen gestrengen, prüfenden Blick in den kleinen runden Spiegel.

»Was gefällt John eigentlich nicht an dir?« fragte sie ihr Spiegelbild. »Oder andersherum gefragt: Was hat Jane Collins, was du nicht hast?« Sie zuckte mit den Schultern und verstaute die Puderdose wieder in

ihrer Handtasche.

Das Telefon schlug an.

»Hier ist das Büro von Oberinspektor Sinclair – Glenda Perkins.«

»Wie ist das werte Befinden, Glenda?«

John Sinclairs Sekretärin wußte, wen sie an der Strippe hatte. Es war einer der Yard-Beamten, die mal ganz gern mit ihr ausgegangen wären.

»Ich kann nicht klagen«, gab sie zurück.

»Ist John Sinclair immer noch die Nummer eins bei Ihnen?«

»Tut mir leid für Sie.«

»Ich kann warten.«

»Das sollten Sie nicht tun. Sie könnten dabei alt und schäbig werden, und welches Mädchen würde Sie dann noch haben wollen?«

»Geben Sie mir Bescheid, wenn John Sinclair auf Ihrer persönlichen Hitliste abrutscht?«

»Sowie das passiert, sind Sie der erste, der es erfährt, okay?«

»Wenigstens etwas«, sagte der Yard-Mann.

»Ist das der einzige Grund, weshalb Sie anrufen?«

»Ich wollte, es wäre so.«

»Was liegt noch an?« erkundigte sich Glenda.

»Es geht um diese Leute, die laufend verschwinden«, sagte der Mann am anderen Ende des Drahtes. »Wir bearbeiten diese Fälle. Leider bisher ohne Erfolg. Deshalb wollte ich John bitten, wenn er nicht allzuviel um die Ohren hat, sich mit in die Sache reinzuhängen.«

»Ich fürchte, der Oberinspektor ist ausgelastet«, sagte Glenda Perkins. »John kann nicht eure Arbeit auch noch machen.«

»Das will ich gar nicht. Ich bin selbst ein arbeitsamer Streber. Von dem Geld, das ich für meine Überstunden kriege, könnte allein eine sechsköpfige Familie leben.«

»Dann passen Sie auf, daß Sie bei soviel Arbeit nicht zusammenklappen.«

»Sagen Sie das den Ganoven in unserer Stadt. Die sind es, die mich ständig auf Trab halten. Um auf die verschwundenen Personen zurückzukommen, Glenda… Vielleicht haben wir da so etwas wie eine heiße Spur.«

»Der würde ich an Ihrer Stelle nachgehen.«

»Bei dem Personalmangel? Hören Sie zu, Glenda. Gestern nacht ist etwas Seltsames passiert. Ein Mädchen namens Shirley Jennings wollte sich klammheimlich aus dem Elternhaus davonstehlen. Mrs. Jennings hat das aber spitzgekriegt. Sie wollte Shirley nicht gehen lassen. Daraufhin drehte das Girl durch. Es schlug die Mutter mit einer Nachttischlampe nieder und verschwand auf Nimmerwiedersehen.«

»Ist es nicht zu früh, jetzt schon von Nimmerwiedersehen zu reden?« erwiderte Glenda Perkins. »Es sind doch noch nicht einmal 12 Stunden

vergangen…«

»Mein kleiner Finger sagt mir, daß wir Shirley Jennings ebensowenig wiedersehen werden wie all die anderen Personen, die verschwunden sind.«

»Warum fragen Sie Ihren kleinen Finger nicht, wohin alle verschwinden?«

»Das habe ich schon getan.«

»Und?«

»Dabei ist leider nichts herausgekommen. Diesbezüglich hüllt der kleine Kerl sich in Schweigen.«

»Ich wüßte wirklich nicht, weshalb sich John Sinclair um Ihren Fall kümmern sollte«, sagte Glenda.

»Moment«, erwiderte der Mann am anderen Ende. »Ich bin noch nicht fertig.«

»Was kommt denn noch?«

»Mrs. Jennings behauptet, ihre Tochter habe das Haus nicht aus freien Stücken verlassen. Shirleys Wesen soll sich verändert haben – und zwar gleich nach einem Anruf von Madame M.!«

Glenda Perkins zuckte zusammen. »Madame M.?«

»Richtig. Es sieht so aus, als hätte Madame M. das Mädchen per Telefon hypnotisiert und zu sich gelockt. Und da Madame M. doch diese Monster-Show hat, dachte ich, die Sache würde möglicherweise auch in Johns Kompetenzbereich hineinspielen. War das falsch?«

»Nein«, sagte Glenda nervös. »Ich glaube, es war richtig, so zu überlegen. Ich werde John Sinclair umgehend davon in Kenntnis setzen.«

»Wird er sich um Madame M. kümmern?«

»Das tut er bereits.«

»Donnerwetter, wie macht es John, in diesem Spiel immer schneller da zu sein als der Ball?«

»Wahrscheinlich verdankt er das seinem ausgeprägten Instinkt.«

»Das wird es sein«, sagte der Anrufer und legte auf.

***

Tatsächlich. Bill Conolly irrte sich nicht. Wir hatten wirklich das Ungeheuer von der vergangenen Nacht vor uns. Es war genauso eisblockkalt und hart wie der Ghoul und alle anderen Monster, die in Madames Etablissement zu sehen waren.

Leblos stand er vor uns, der Drache, der Henry Taviss getötet hatte.

Aber er war das Scheusal von der vergangenen Nacht.

Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Taviss hatte seinen gefährlichen Gegner mit meinem geweihten Silberdolch an der Schulter verletzt. Er hatte es mir selbst gesagt, und ich entdeckte die Wunde hier an diesem Wesen, das den Eindruck

erweckte, als stünde es seit vielen Jahre da und habe sich auch in der vergangene Nacht von hier nicht weggerührt. Aber ich ließ mich nicht täuschen.

Genau diesem Monster begegnete ich in dieser Stunde nicht zum erstenmal.

Welcher Zauber wirkte hier?

Auf welche Weise wurde dieses Ungeheuer geweckt? Waren auch die anderen Monster in der Lage, zum Leben zu erwachen?

Ich war davon überzeugt.

Der Drache stand zwischen Felsen vor einer zerklüfteten Schloßruine. Die lange, gespaltene Zunge hing ihm weit aus dem Maul.

Blutgier und Grausamkeit funkelten in seinen roten Augen.

Seine geschuppten Arme waren gehoben. Die Pranken mit den Krallen waren uns entgegengestreckt. Es sah aus, als würde dieses Ungeheuer schon in der nächsten Sekunde über uns herfallen.

Plötzlich nahm ich hinter der Ruine eine Bewegung wahr.

Einen Augenblick später trat uns Madame M. entgegen. Blaß wie eine Tote. Hager. Schwarz gekleidet, als würde sie Trauer tragen.

Ihr Blick warnte mich, denn er verhieß nichts Gutes.

Sie lächelte uns an, doch dieses Lächeln erreichte nicht ihre Augen.

***

Glenda Perkins verließ sofort das Yard-Gebäude. Ihr Gefühl sagte ihr, daß John Sinclair in Gefahr war. Vielleicht konnte sie noch mit ihm sprechen, bevor er auf Madame M. traf. Sie mußte ihn vor dieser Frau warnen. Sie mußte ihm erzählen, was mit Shirley Jennings passiert war, damit er sich ein präziseres Bild von Melissa Morte machen konnte.

Das schwarzhaarige Mädchen winkte ein Taxi an den Fahrbahnrand.

»Wohin, schöne Miß?« fragte der Fahrer freundlich lächelnd.

»Kennen Sie die Monster-Show?«

»Wer kennt die nicht? Ich selbst war zwar noch nicht drin, aber ich habe darüber gelesen. Soll ja ganz toll sein.«

»Fahren Sie mich hin.«

»Wollen Sie da etwa ganz allein hineingehen?« fragte der Taxifahrer verwundert. »Dazu gehört allerhand Mut, habe ich mir sagen lassen.«

»Würden Sie bitte fahren?« sagte Glenda ungeduldig.

»Bin schon unterwegs«, gab der Taxifahrer zurück und gab Gas.

20 Minuten später war Glenda am Ziel. Sie bezahlte den Fahrpreis und verließ hastig den Wagen.

»Wünsche wohl zu gruseln!« rief ihr der Fahrer nach, aber sie hörte es nicht mehr. Während das Taxi weiterfuhr, ging Glenda auf den Eingang des Horrorkabinetts zu.

Die Tür war zu.

Glenda war der Meinung, daß sich die Tür erst öffnen ließ, wenn sie dem kleinen Monster eine Eintrittskarte abkaufte. Sie warf eine Münze ein, nahm die Karte an sich, aber die Eingangstür blieb weiterhin verschlossen.

Jetzt erst fiel Glenda das kleine Schild auf.

GESCHLOSSEN stand darauf. Glenda Perkins fand das recht eigenartig.

War die Tür erst geschlossen worden, nachdem John Sinclair das Etablissement betreten hatte?

Irgend etwas stimmte da nicht.

Glenda war überzeugt, daß ihre Sorge um John Sinclair berechtigt war…

***

Bill Conolly gab das Lächeln zurück. Er zückte seinen Presseausweis und hielt ihn vor Melissa Mortes Augen. Sie verschwendete keinen Blick daran.

»Mein Name ist Bill Conolly«, sagte der Reporter. »Ich schreibe für verschiedene große Blätter. – Dies sind meine Freunde. – Sie sind Madame M. nicht wahr?«

»Erraten, Mr. Conolly«, sagte die Hexe samtweich.

»Wirklich beachtlich, was Sie auf die Beine gestellt haben. So etwas hat es bisher noch nicht gegeben.«

»Nein. Das ist einmalig. Freut mich, daß es Ihnen gefällt, Mr. Conolly.«

»Man kriegt richtig Angst hier drinnen.«

»Das ist der Zweck des Ganzen.«

»Darf man fragen, wo Sie arbeiten lassen? Wer ist der Künstler, der diese Figuren geschaffen hat? Er ist ein großer Meister.«

»Ich selbst habe diese Figuren geschaffen, Mr. Conolly. Nach eigenen Ideen.«

»Erstaunlich. Welches Material haben Sie verwendet?«

»Menschliches.«

Bill glaubte, sich verhört zu haben. »Wie bitte?«

»Menschliches Material«, sagte die Hexe kalt lächelnd, und auf einmal änderte sich die Farbe ihrer Augen. Leuchtend gelb wurden sie. Katzenaugen wurden es. Mir war sofort klar, daß wir eine gefährliche Hexe vor uns hatten. Es war angeraten, auf der Hut zu sein, denn wenn Melissa Morte ihre Maske fallen ließ, mußte sie ihrer Sache ziemlich sicher sein.

»Hören Sie, Mr. Conolly!« sagte Madame M. rauh. »Warum spielen Sie Verstecken mit mir? Ich weiß, wer Sie sind und weshalb Sie hierhergekommen sind. Ich weiß, daß das John Sinclair ist, der Geisterjäger von Scotland Yard. Und ich weiß, daß dieses blonde

Mädchen Jane Collins heißt. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Legen wir die Karten offen auf den Tisch. Heucheln Sie mir nicht falsches Interesse an meinem Horrorkabinett vor. Ich kaufe es Ihnen ja doch nicht ab.«

Bill war einen Moment lang sprachlos.

»Okay, Melissa Morte!« schaltete ich mich ein. »So ist es mir lieber – die Karten auf den Tisch. Dann gibt es wenigstens keine Unklarheiten.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte die Hexe.

Ich wies auf den Drachen. »Dieses Monster hat in der vergangenen Nacht einen Menschen getötet.«

Madame M. blickte mich mit ihren Katzenaugen spöttisch an.

»Sind Sie sicher?«

»Absolut.«

»Und wieso?«

»Henry Taviss, so hieß das Opfer, hat das Monster mit einem geweihten Silberdolch verletzt. Hier sehen Sie die Wunde.«

Melissa Morte lachte. »Der Beweis ist erdrückend, John Sinclair.«

»Ich habe das Ungeheuer bis hierher verfolgt«, sagte ich.

»Dann hat es wohl keinen Zweck mehr, zu leugnen, nicht wahr?« sagte die Hexe höhnisch. »Na schön. Es stimmt, was Sie sagen, Sinclair. Dieses Monster war gestern nacht unterwegs. Es wollte sich Claire Biggers holen. Taviss kam ihm dazwischen, also mußte er sterben.«

»Was hätte das Ungeheuer mit Claire gemacht?« fragte ich.

»Getötet hätte es sie. Sie war hier. Der Drache hat sie sich als Opfer ausgesucht. Er wird sie sich in einer anderen Nacht holen.«

»Sie sagten, Sie würden menschliches Material verwenden, um diese Monster zu schaffen. In letzter Zeit sind Menschen spurlos verschwunden.«

Die Hexe lachte. »Sie sind alle hier.«

Ich schauderte. »Warum tun Sie so etwas Grauenvolles?«

»Ist das so schwer zu erraten, Sinclair? Sie müßten das doch wissen. Die Hölle wird niemals Ruhe geben, nach der Macht über die Menschen zu greifen. Ich habe Personen ausgewählt, sie in Trance versetzt und zu mir geholt. Mit Hilfe der Magie schaffte ich es, Monster aus ihnen zu machen. Gleichzeitig erhielten sie ein wertvolles Geschenk von mir: ewiges Leben. Unsterblichkeit. Wer strebt nicht danach? Tagsüber lassen sie sich von den Menschen bestaunen, doch abends dürfen sie losziehen und sich ihre Opfer suchen. Denn die Unsterblichkeit hat einen Preis.«

»Welchen?« fragte ich.

»Da die Seelen meiner Monster für die Hölle verloren sind, müssen sie andere dafür besorgen. Es ist ein regelrechter Tausch, bei dem die

Macht des Bösen nur gewinnt. Eine Seele gegen ein paar andere Seelen. Kein schlechtes Geschäft für die Hölle, finden Sie nicht?«

Melissa Morte wäre nicht so offen zu uns gewesen, wenn sie für uns die Chance gesehen hätte, aus diesem Horrorkabinett lebend herauszukommen. Sie war felsenfest davon überzeugt, daß wir in der Falle saßen.

Und sie schien damit verdammt recht zu haben.

Keine Fragen waren mehr offen. Wir wußten, woran wir waren.

Wir kannten Madames Geheimnis. Nun mußte sie uns töten.

Oder töten lassen.

Von ihren Monstern!

***

So einfach gab Glenda Perkins nicht auf. Wenn vorne geschlossen war, dann wollte sie eben versuchen, durch die Hintertür in das Horrorkabinett der Madame M. zu gelangen.

Sie fand jene Tür, durch die in der vergangenen Nacht Shirley Jennings eingetreten war. Sie wußte, daß es nicht ganz richtig war, was sie da machte, aber sie rechtfertigte ihr Tun mit der Sorge um John Sinclair.

Es gelang ihr, mit ihrer Plastikkreditkarte das Türschloß zu überlisten. Lautlos drückte sie die Tür zur Seite, und ihr Herz schlug einige Takte schneller, als sie eintrat.

Gleich würde es kein Zurück mehr für sie geben.

Behutsam lehnte sie die Tür hinter sich an. Dunkelheit umgab sie sofort. Sie tastete sich langsam vorwärts. Mal berührten ihre Fingerspitzen die linke Wand, dann wieder die rechte. Der Gang, in dem sie sich befand, war schmal.

Rechts kam nach der Mauer Holz.

Eine Tür.

Vorsichtig öffnete Glenda Perkins auch diese.

Stimmen drangen an ihr Ohr. Sie hörte eine Frau und einen Mann sprechen. Der Mann war John Sinclair.

Glendas Blick erfaßte eine unheimliche Szene. Aus sumpfigem Boden streckte ein abscheuliches Wesen zwei kleine Köpfe. Sichelscharfe Zähne blitzten dem schwarzhaarigen Mädchen entgegen, während die schwarzen Augen des Ungeheuers Glenda Perkins mordlüstern anstarrten.

Sie hörte Melissa Mortes Geständnis zum Großteil mit.

Mit wachsender Unruhe setzte sie ihren Weg fort.

Und dann sah sie John Sinclair, Bill Conolly und Jane Collins. Sie standen vor einem schrecklichen Drachenungeheuer, und neben diesem stand eine bleichgesichtige Frau mit gelben Katzenaugen…

Melissa Morte!

***

»Ihre Beichte war sehr interessant, Madame M.«, sagte ich.

»Schade für Sie, daß Sie damit nichts mehr anfangen können, John Sinclair«, erwiderte die Hexe triumphierend. »Vielleicht ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, aber Sie und Ihre Freunde sitzen in der Falle.«

»Glauben Sie?«

»Ich weiß es. Sie haben keine Chance. Meine Ungeheuer werden zum Leben erwachen und Sie töten!«

»Nicht so voreilig!« sagte ich schneidend.

Ich machte zwei schnelle Schritte auf die Hexe zu. Wenn es mir gelang, sie in meine Gewalt zu kriegen, glaubte ich nicht, etwas von ihren Monstern befürchten zu müssen.

Madame M. rührte sich nicht von der Stelle.

Sie grinste mich höhnisch an.

Ich streckte meine Arme nach ihr aus, doch ehe meine Hände sie berührten, passierte etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Ein Lichtstreifen zeichnete im Bruchteil einer Sekunde die Konturen der Hexe nach, und kaum war das geschehen, da war von Melissa Morte nichts weiter vorhanden als diese leuchtenden Konturen.

Meine Finger griffen ins Leere.

Das Licht zerfaserte.

Die Hexe war verschwunden.

Von irgendwoher gellte uns das gemeine Gelächter der unheimlichen Frau entgegen. Ich hatte das Gefühl, als liefe Eiswasser meinen Rücken hinunter.

»Erwachet!« befahl Melissa Morte ihren Ungeheuern mit kreischender Stimme. »Erwachet und tötet! Zerfleischt sie! Vernichtet die größten Feinde der Hölle!«

Plötzlich ein Schrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Nicht Melissa Morte hatte ihn ausgestoßen. Auch nicht Jane Collins, sondern Glenda Perkins, die mit schreckgeweiteten Augen auf uns zurannte.

»John!« schrie sie entsetzt. »John! Das Monster dort hinten! Es hat sich bewegt!«

***

»Irgend etwas ist faul«, sagte Drue Copperstein zu Lucy Flint.

»Diese alte Hexe hat uns nicht grundlos abgewimmelt. Würde mich nicht wundern, wenn sie in ihrer Bude irgendeine Schweinerei abzieht.«

»Du siehst zu viele Filme«, sagte Lucy.

»Ja. Aber nicht solche, in denen so etwas passiert. In den Streifen, die ich mir ansehen muß, sind alle immer furchtbar lieb und nett zueinander. Für Madame M. aber scheint es das Wort Liebe nicht zu

geben. Dafür gibt es für sie möglicherweise das Wort Haß in doppelter Ausführung.«

Lucy schüttelte sich. »Hör auf, so zu reden.«

»Hast du nicht ihren stechenden Blick gesehen?«

»Wenn du noch eine Weile so weiterredest, kriegst du mich nicht mehr in dieses Horrorkabinett«, sagte Lucy Flint schaudernd. Sie strich sich eine rotblonde Strähne aus dem leicht geröteten Gesicht.

»Man sollte der Alten auf die Finger gucken.«

»Du bist wohl nicht bei Trost. Madame M. geht uns nichts an. Also kümmern wir uns nicht um sie.«

»Vielleicht heckt sie etwas aus, das man verhindern sollte.«

»Dafür ist die Polizei zuständig, nicht du – und ich schon gar nicht, Drue.«

»Aber irgend jemand muß der Polizei doch einen Wink geben.«

»Was willst du denen denn sagen? Daß Madame M. ihren Laden zu einer ungewöhnlichen Zeit dichtgemacht hat? Darf sie das denn nicht?«

»Das kommt auf den Grund an.«

»Vielleicht fühlt sie sich nicht wohl. Sie hat totenblaß ausgesehen.«

»Ja. Wie ihr eigenes Gespenst. Verdammt, ich kann fühlen, daß sie irgend etwas Mieses vorhat, und da die Bullen auf Gefühle allein noch nicht angetrabt kommen, werde ich mir Gewißheit verschaffen.«

Lucy blickte ihren Freund verblüfft an. »Ist das dein Ernst?«

»Mein vollster.«

»Und was ist bitte mit mir?« fragte Lucy entrüstet. »Du läßt mich hier einfach sitzen?«

Er grinste. »Wenn du möchtest, kannst du gern mitkommen.«

»Oh, nein, dankeschön. Darauf verzichte ich lieber.«

»Bestell dir noch einen Drink, okay?«

»Ich glaube, ich mag dich nicht mehr, Drue Copperstein.«

Er lachte und küßte sie. »Klar magst du mich noch, und du weißt, daß ich in diesem Augenblick nur meiner Pflicht als britischer Staatsbürger nachkomme.«

»Von wegen. Du tust nichts weiter als deine persönliche Neugier befriedigen.«

»Gib mir 15 Minuten, okay? Wenn ich in einer Viertelstunde nicht zurück bin, rufst du die Bullen an.«

Lucy schüttelte langsam den Kopf. »Du solltest da nicht hingehen, Drue.« Aber sie wußte, daß sie ihn davon nicht abbringen konnte. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, führte er es auch aus.

Er blinzelte. »Bis gleich.«

Dann verließ er das Pub.

Vorne war das Horrorkabinett immer noch geschlossen. Aber Drue

Copperstein fand wie Glenda Perkins den Hintereingang. Die Tür war nur angelehnt. Eine offene Einladung für Copperstein.
Er überlegte nicht lange.
Die Tür war schnell aufgedrückt.
Er trat ein.
Irgendwie war ihm ganz plötzlich unheimlich zumute. Aber er drängte dieses unangenehme Gefühl zurück.
Seine Neugier war stärker. Vielleicht war auch seine Abenteuerlust erwacht. Er tat etwas, wozu ihm nicht jeden Tag Gelegenheit geboten wurde.
Das spornte ihn an und ließ ihn den Gedanken an Umkehr verwerfen, sobald er ihm kam.
Eine weitere Tür.
Und dann sah er sich so unvermittelt dem ersten Monster gegenüber, daß sein Herzschlag kurz aussetzte. Seine Augen weiteten sich. Träumte er, oder war es wahr? Bewegte sich das Ungeheuer, das da im Morast steckte und ihn mordlüstern anglotzte?
War es ein optischer Trick, der dem Betrachter den Eindruck vermittelte, das Monster würde leben?
Nein. Es lebte tatsächlich! Es bewegte sich, dieses zweiköpfige Scheusal. Es schob sich aus dem klebrigen Sumpf, wuchs wie eine Todesblume heraus.
Gespannt beobachtete Drue Copperstein das Untier. Es kroch aus dem weichen Boden. Schlammklumpen klebten an seinem Körper.
Feucht glänzten die Gliedmaßen. Das Wesen war nicht groß.
Aber bestimmt verdammt gefährlich.
Es richtete seine vier stechenden Augen auf Copperstein. Er wußte sofort, was das zu bedeuten hatte. Er sollte das Opfer dieser ekeligen Bestie werden. Mit hochgehobenen Armen, tappendem Schritt und gefletschten Zähnen kam das Biest näher.
Und dann duckte es sich zum Angriff!

***

»Glenda!« sagte ich überrascht. »Wie kommen Sie denn hierher?«
Sie sagte es mir schnell, während sie immer wieder über die Schulter zurückblickte.
»Dieses Rattenungeheuer hat sich bewegt, John!« keuchte sie beunruhigt.
»Ich fürchte, hier werden sich bald alle Monster bewegen«, sagte Bill Conolly.
»John!« flüsterte im selben Augenblick Jane Collins. Sie wies auf den Drachen, vor dem wir standen. Seine geschuppte Haut nahm einen hellgrünen Schimmer an. Seine Stellung hatte sich zweifellos verändert.

Er starrte mir jetzt direkt in die Augen. Bösartig, Feindselig.
»Zurück«, sagte ich zu meinen Freunden.
Synchron holten wir unsere Waffen heraus. Ich drängte die beiden Mädchen hinter mich. Vor allem um Glenda Perkins machte ich mir Sorgen. Jane Collins hatte eine Waffe. Sie konnte sich wirksam verteidigen. Aber Glenda war unbewaffnet.
Wir hörten, wie es überall zu rumoren begann.
Die Bestien waren auf dem Weg zu uns!
»Versuchen wir, den Ausgang zu erreichen?« fragte Bill.
»Zum Hinterausgang wäre es näher«, sagte Glenda Perkins.
»Mal sehen«, sagte ich. »Ich will hier nicht weggehen, ehe Melissa Morte unschädlich gemacht ist.«
Der Drache stieß ein aggressives Fauchen aus. Ich richtete sofort meine Beretta auf ihn, und als er zum Sprung ansetzte, feuerte ich.
Das geweihte Silbergeschoß wuchtete in seine Brust. Ich sah das Loch. Die Kraft des Guten begann sofort voll zu wirken. Ich brauchte mir keine Vorwürfe zu machen.
Wir hatten es hier zwar mit verschwundenen Menschen zu tun, aber sie waren nicht mehr die, die sie früher gewesen waren. Wenn wir sie töteten, töteten wir keine Menschen, sondern Ungeheuer, denn das hatte Madame M. aus ihnen gemacht, und niemand konnte diesen Zauber rückgängig machen. Was die Macht des Bösen einmal in ihren Klauen hat, gibt sie nicht mehr her.
Die Silberkugel stieß das Drachenungeheuer gegen einen der beiden Felsen. Das Wesen brüllte schaurig auf. Es torkelte. Es hob die Arme, schlug sich die Krallen selbst ins Fleisch, brach röchelnd zusammen und verendete.
Aber das war erst der Auftakt gewesen.
Der Kampf ging weiter.
Aus der Dunkelheit schoß pfeilschnell ein gedrungenes Wesen heran.
Das Rattenmonster!
Fiepend stürzte es sich auf Jane Collins. Die Detektivin zuckte zur Seite. Sie richtete ihre Astra-Pistole auf den gefährlichen Unhold und drückte ab.
Aber das Ungeheuer war wendig. Jane hatte wohl auch zu überhastet gefeuert. Das Wesen warf sich in Gedankenschnelle zur Seite.
Gleichzeitig schlug es nach der Pistole.
Im nächsten Augenblick war das Monster heran. Unverletzt. Die Silberkugel aus Janes Waffe jaulte als Querschläger durch das Kabinett, während das Rattenscheusal gegen die Detektivin prallte.
Und zwar mit einer solchen Wucht, daß Jane nicht auf den Beinen bleiben konnte. Sie fiel, und mit ihr fiel auch das Ungeheuer.
Jane setzte sich verzweifelt zur Wehr.
Sie und das Ungeheuer rollten über den Boden. Ich wollte sie von

diesem gefährlichen Angreifer befreien, doch mit einem Schuß konnte ich das nicht tun, denn es wäre bei diesem Tumult leicht möglich gewesen, daß ich Jane statt des Monsters getroffen hätte.

Bill konnte sich nicht um die Bestie kümmern, denn er wurde vom Vampir angegriffen. Fauchend stürzte sich der Blutsauger auf den Reporter. Blutgerändert waren seine Augen. Die blutleeren Lippen waren weit nach oben gezogen, aus dem Kiefer ragten dolchartige Zähne.

Die Ratte versuchte, Jane mit ihren riesigen gelben Nagezähnen zu beißen. Immer wieder stieß die spitze Schnauze auf die Detektivin herab.

Ich schlug mit der Beretta zu, traf den Schädel des Ungeheuers, erzielte damit aber gar nichts.

Jane Collins versuchte verbissen, das Monster von sich zu stemmen, aber das verdammte Scheusal war stark. Stärker als Jane.

Abermals schnappten die Zähne zu.

Jane sah sie kommen. Direkt auf ihr Gesicht zuckten die Rattenzähne hin. Sie glaubte, jetzt wäre alles aus. Sie dreht den Kopf zur Seite. Aber die Zähne hätten Jane trotzdem erwischt, wenn ich mich nicht auf das Ungeheuer geworfen hätte.

Beide Arme schlang ich um den Hals des Scheusals.

Ich stemmte ihm mein Knie ins Kreuz und riß den Rattenkopf mit aller Kraft zurück. Dadurch gelang es mir, Jane eine schwere Verletzung zu ersparen. Es glückte mir außerdem, Jane und das Monster zu trennen.

Die Detektivin reagierte trotz des Schreckens, den sie erlitten hatte, sofort.

»Jane!« rief ich.

Sie wußte, was sie zu tun hatte.

Sie konnte ihre Pistolenhand wieder bewegen. Der Arm wurde vom Monster nicht mehr festgehalten.

Sofort setzte Jane Collins dem Ungeheuer die kleine Astra an die Brust und drückte ab. Ich spürte, wie das Monster zusammenzuckte. Es krümmte sich, stieß ein schrilles Quietschen aus. Sein Widerstand erlahmte. Es fiel buchstäblich in sich zusammen. Ich konnte es loslassen. Von ihm war keine Gefahr mehr zu erwarten.

Es streckte sich auf dem Boden aus. Ein heftiges Zittern durchlief seinen Körper. Dann war es vorbei mit ihm.

Gehetzt blickte ich mich um.

Bill kämpfte immer noch mit dem Vampir.

Der Blutsauger entwickelte ungeheure Kräfte.

Bill versetzte seinem Gegner einen Kinnhaken, doch der Unhold zeigte nicht die geringste Wirkung. Fauchend packte der Vampir meinen Freund mit beiden Händen an der Kehle.

Mir fiel auf, daß Bill Conolly seine Waffe verloren hatte.
Verzweifelt versuchte er, sich von dem mörderischen Würgegriff zu befreien. Es gelang ihm nicht.
Sein Gesicht war schmerzverzerrt.
Der Vampir drückte grausam zu.
Bill sank auf die Knie, und der Blutsauger beugte sich knurrend über ihn. Meine Kopfhaut spannte sich. Ich mußte Bill zu Hilfe eilen. Ich rief Jane Collins zu, sie möge sich um Glenda Perkins kümmern.
Dann rannte ich los.
Während des Laufens öffnete ich mein Hemd.
Meine stärkste Waffe, das geweihte Silberkreuz, kam zum Vorschein. Es hatte sich erwärmt, war aktiv geworden. Kein Wunder bei soviel dämonischer Ausstrahlung, von der es gereizt wurde.
Der Vampir drehte den Kopf.
Als er mich – und vor allem mein Kreuz – sah, schnellte er zurück. Entsetzen prägte sein bleiches Gesicht. Er hob die Hände vors Gesicht, weil ihm der Anblick meines Silberkreuzes Schmerzen bereitete.
Bill Conolly kniete auf dem Boden.
Er hustete und massierte fortwährend seinen Hals.
Ich richtete meine Beretta auf den Blutsauger, doch ehe ich abdrücken konnte, sprang er in die Dunkelheit hinein, die ihn augenblicklich verschluckte.
Ich war Bill beim Aufstehen behilflich, hob seine Pistole für ihn auf, drückte sie ihm in die Hand.
»Wie geht es?« wollte ich wissen.
»Dieser verdammte Mistkerl hätte beinahe mein Blut getrunken.«
»Wenn ich ihm noch mal begegne, schieße ich ihm die langen Zähne aus dem Maul!« sagte ich.
Bill lächelte, und dieses Lächeln sagte mir, daß mein Freund wieder einigermaßen auf dem Posten war.
Wir kehrten zu den Mädchen zurück, drängten uns zusammen, um den unheimlichen Gegnern so wenig Angriffsmöglichkeiten wie möglich zu bieten. Plötzlich vernahmen wir den Schrei eines Mannes. Wir blickten uns verwundert an.
»Da ist noch einer«, sagte Bill Conolly.
»Ja!« keuchte ich. »Und der braucht Hilfe!«

***

Schon war ich unterwegs. Augenblicke später sah ich den Mann. Er kämpfte verzweifelt gegen ein doppelköpfiges Ungeheuer. Das Biest wollte ihn soeben in den Arm beißen. Der Mann sprang zurück, stolperte und fiel. Das Monster warf sich vor Freude kreischend auf ihn.
Ich wollte ihm beistehen.

Aber in dem Moment, wo ich den ersten Schritt machte, traf ein verdammt harter Schlag meinen Nacken. Ich sank benommen auf die Knie. Meine Hände wurden gefühllos. Ich drohte die Besinnung zu verlieren.

Während des Fallens drehte ich mich um.

Da war er wieder.

Der Vampir!

Diesmal sollte ich sein Opfer sein.

Er hechelte wie ein Hund. Er lechzte nach meinem Blut. Die Augen quollen ihm beinahe aus den Höhlen. Seine Zunge glitt über die fahlen Lippen, während er mit unverhohlener Gier auf meine Halsschlagader starrte. Aber ich hatte sehr viel dagegen, daß er mir seine langen Zähne in den Hals grub.

Zwei Schritte war er nur noch von mir entfernt.

Mein Arm war bleischwer.

Ich wollte die Beretta heben, aber sie zog meine Hand tief nach unten.

Das Kruzifix, das den Blutsauger vorhin verscheucht hatte, war nun von seiner Warte aus nicht zu sehen, weil ich halb schräg zu dem Vampir auf dem Boden kniete. Ein heiseres Fauchen drang aus seinem Maul. Er war mit zwei schnellen Schritten bei mir.

Ich mußte meine Kraftreserven mobilisieren.

In Situationen wie dieser kann ein Mensch über sich selbst hinauswachsen. Ich mußte siegen, sonst war ich verloren.

Schweiß perlte auf meiner Stirn.

Ich zwang meine Faust hoch. Der Blutsauger riß sein Maul auf.

Ich schob ihm den Beretta-Lauf zwischen die Zähne und drückte ab.

Das geweihte Silber zerstörte seinen Schädel.

Ich war gerettet.

Aber der Fremde war es noch nicht.

Er trug immer noch seinen mörderischen Kampf mit dem doppelköpfigen Monster aus. Die Bestie setzte alles daran, um diesen Kampf zu beenden. Aber sie machte einen Fehler. Sie rechnete nicht mit mir.

Ich erholte mich schnell von dem Niederschlag und griff das Scheusal an. Mein Tritt warf das Untier zur Seite. Der Fremde rollte in die andere Richtung weg. Seine Kleidung war zerfetzt. Sein Körper wies Schrammen auf. Aber er schien nicht ernsthaft verletzt zu sein.

Das doppelköpfige Ungeheuer quiekte wie ein Schwein.

Es federte hoch.

Ich zielte und schoß.

Die Bestie schlug einen Haken. Der Schuß ging daneben, aber die nächste Kugel traf. Das geweihte Silbergeschoß stieß das grauenerregende Wesen zurück. Es überschlug sich und klatschte in

den Morast, aus dem es gekrochen war.

Im Todeskampf wühlte es sich mit den beiden Köpfen in den Schlamm. Dann regte es sich nicht mehr.

Aber Grund zum Aufatmen gab es immer noch keinen.

***

Von drei Seiten näherten sie sich. Der Ghoul, der Werwolf und ein Ungeheuer, das aussah wie das japanische Monster Godzilla.

Bill Conolly und Jane Collins nahmen Glenda Perkins in die Mitte.

»Noch nicht schießen!« sagte Bill leise zu Jane.

»Okay«, gab die Detektivin zurück.

»Mein Gott, wie viele Ungeheuer gibt es hier drinnen denn noch?« fragte Glenda Perkins aufgeregt.

»Leider eine ganze Menge!« knurrte Bill. »Wir haben bei weitem noch nicht alle gesehen.«

»Und das gefährlichste Ungeheuer ist Madame M. selbst«, flüsterte Jane. Sie ließ den Werwolf nicht aus den Augen. Wie Lampen leuchteten seine dämonischen Lichter. Sein Fell war gesträubt. Er wollte töten. Jede Bewegung, die er machte, war auf den bevorstehenden Angriff abgestimmt.

»Wir warten, bis sie nahe genug heran sind«, sagte Bill. »Damit jeder Schuß sitzt.«

»Hoffentlich halten das meine Nerven aus«, sagte Jane.

»Es wird ihnen nichts anderes übrigbleiben«, erwiderte Bill.

Neben Godzilla tauchte noch etwas auf. Schwer und dick schob es sich über den Boden.

»Was ist denn das?« rief Glenda Perkins erschrocken aus.

»Eine Monsterschlange«, stellte Bill Conolly fest.

»Wir sollten versuchen, uns den Weg zum Ausgang freizuschießen«, sagte Jane.

»Und was wird aus John?« fragte Bill.

»Ich meinte den Hinterausgang. Auf dem Weg dorthin müßten wir auf John treffen«, sagte Jane Collins.

»Na schön«, entschied Bill Conolly. »Versuchen wir's.«

Sie setzten sich zu dritt in Bewegung. Godzilla stampfte heran.

Groß. Mächtig. Mit gepanzertem Körper und dicken Hornzacken auf dem Rücken. Bill feuerte. Auch Jane drückte ab.

Es war, als hätten sie es beide vorher abgesprochen. Bill hatte auf das rechte Auge des Ungeheuers geschossen, Jane auf das linke. Die Bestie wirbelte um die eigene Achse. Eine Feuerlohe schoß aus ihrem Maul. Sie brüllte, daß der Boden bebte, und dann brach sie zusammen und verendete.

»Wunderbar!« rief Jane Collins begeistert aus.

Sie machte die nächsten Schritte.

»Jetzt die Monsterschlange!« rief Bill Conolly.
Sie verfuhren mit diesem Untier ebenso wie Godzilla. Die Schlange richtete ihren Körper, der dick wie ein Baum war, auf. Sie nahm den Kopf zurück, spannte sich wie eine Feder, um jäh vorschnellen zu können. Aus ihren Nasenlöchern stiegen Schwefeldämpfe. Die schwarze gespaltene Zunge flatterte aus ihrem Maul.
Doch bevor ihr Schädel vorschnellen konnte, schossen Bill und Jane. Das Höllenreptil wurde in seinem Todeskampf zu einem sich windenden Knäuel.
Er lenkte Jane Collins und Bill Conolly ab.
Die beiden achteten für einen Moment nicht auf den Werwolf.
Die Bestie nützte ihre Chance sogleich. Mit markerschütterndem Gebrüll stürzte sich das Ungeheuer auf Glenda Perkins.
John Sinclairs Sekretärin schrie auf.
Der Wolf packte sie und riß sie mit sich fort.
»Verdammt!« entfuhr es Bill Conolly.
»Wir müssen sie zurückholen!«
Bill schüttelte den Kopf. »Das mache ich allein. Du siehst zu, daß du zu John kommst!« Er ließ keine Widerrede zu, drehte sich um und hetzte hinter dem Werwolf her.

***

Kaum war Bill Conolly verschwunden, da tauchten – buchstäblich aus dem Nichts – zwei Kobolde auf. Sie waren klein, nur einen halben Meter groß, hatten riesige Köpfe und ein Gebiß aus Stahl.
Jane Collins war auf der Hut.
Die Kobolde standen ihr im Weg. Wenn sie zu John Sinclair wollte, mußte sie diese Hürde nehmen, die gewiß nicht ungefährlich war.
Mit ihren kurzen Beinen kamen die Kobolde näher. Starr waren ihre bösen Blicke auf das blonde Mädchen gerichtet. Ihre Stahlzahnreihen rieben aneinander. Das gab ein Geräusch, das der Detektivin durch Mark und Bein ging.
Der erste Kobold flitzte heran.
Jane Collins sprang zur Seite. Ein Karatetritt brachte den Kleinen zu Fall. Er rollte über den Boden und stand im nächsten Moment schon wieder.
Der zweite Kobold fintierte.
Jane fiel nicht darauf herein. Sie wich auch diesem Gegner geschickt aus. Aber sie kippte mit ihrem hochhackigen Schuh um. Ein heftiger Schmerz explodierte in ihrem Knöchel.
Sie war einen Augenblick unachtsam, und schon befand sie sich in größter Gefahr, denn nun griffen die Kobolde gleichzeitig an. Die kleinen Ungeheuer sprangen an Jane hoch. Sie krallten sich an Jane fest, und sie bissen zu. Die Detektivin verlor ihr rotes Käppi. Mit

einem Schnapp durchbiß einer der beiden Kobolde ihren Blazer.

Zum Glück ging der Biß nicht tiefer. Jane drehte sich.

Sie versuchte, die Gegner abzuschütteln.

Einen wurde sie auch tatsächlich los. Er fiel auf den Boden, und bevor er wieder auf die Beine schnellen konnte wie ein Gummiball, erschoß ihn die Detektivin.

Der Tod des einen Kobolds versetzte den andern in Rage. Er setzte alles daran, um Jane Collins schwer zu verletzen, aber der Detektivin gelang es, ihm ihre Astra genau zwischen die Augen zu knallen. Auch er fiel, landete neben seinem Artgenossen, und Jane machte auch ihn mit einer schnellen Kugel fertig.

Keuchend stand sie da.

Sie blickte an sich hinunter.

Ihre elegante Aufmachung war arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Was sie jetzt noch am Leib hatte, konnte sie wegschmeißen. Und dabei mußte sie noch froh sein, daß sie immer noch am Leben war.

***

»Sie haben sich tapfer geschlagen«, sagte ich zu dem Fremden.

»Aber wie um alles in der Welt kommen Sie hier rein?«

»Ich heiße Drue Copperstein.«

»John Sinclair.«

»Ich habe das Horrorkabinett durch die Hintertür betreten.«

»Wollten Sie das Eintrittsgeld sparen?«

»Ich wollte mir die Monster-Show mit meiner Freundin ansehen. Madame M. sperrte aber vor unserer Nase zu. Das kam mir nicht ganz koscher vor. Ich wollte sehen, was die unheimliche Alte hinter der verschlossenen Tür treibt. Verdammt, daß mich das beinahe das Leben kosten würde, damit hatte ich nicht gerechnet.«

»Hier«, sagte ich und gab Drue Copperstein meinen geweihten Silberdolch. »Damit Sie eine Waffe haben, mit der Sie Ihr Leben verteidigen können.«

Ich dachte an die vergangene Nacht. Da hatte ich den Dolch Henry Taviss geliehen. Aber es hatte nichts genützt. Ich hoffte, daß Drue Copperstein damit mehr anfangen konnte.

»Wie ist es möglich, daß diese Monster plötzlich leben, Mr. Sinclair?« frage Copperstein und blickte sich gespannt um.

»Hat der Teufel seine Hand hier im Spiel?«

»Die Macht des Bösen – ja.«

»Und Madame M.?«

»Ist eine Hexe«, sagte ich. Drue Copperstein riß die Augen auf.

Ich dachte, er würde über das staunen, was ich ihm gesagt hatte.

Aber dann begriff ich, daß hinter mir eine neue Gefahr aufgetaucht

war.

Ich wollte mich umdrehen, da traf mich ein knochenharter Schlag. Ich wurde zu Boden gestoßen, sah links und rechts von mir stämmige, mit schwarzen Haaren bedeckte Spinnenbeine.

Als ich auf dem Boden herumrollte, sah ich mich unter dem aufgeblähten Körper einer Riesenspinne liegen. Grauenerregend starrten mich ihre gewölbten Facettenaugen an. Ihre Freßwerkzeuge zuckten.

Ich wollte die Beretta gegen ihren Leib pressen, aber eines ihrer Beine schlug mir die Waffe aus der Hand. Meine Lage war mehr als kritisch. Die Monsterspinne sank auf mich herab.

Schwer wie ein Stein war ihr Körper. Ich hatte die tödlichen Zangen genau vor meinem Gesicht. Die Spinne ließ es nicht zu, daß ich mich bewegte.

Ich schien verloren zu sein.

Da faßte sich Drue Copperstein ein Herz.

Er schüttelte seinen Schock ab und besann sich des Silberdolchs, den ich ihm gegeben hatte. Mit einem wilden Aufschrei warf der Mann sich auf das Spinnenmonster.

Die Klinge blitzte.

Von oben sauste sie auf das Ungeheuer herab. Es knirschte, als die Dolchspitze die Haut des Monsters durchstieß.

Tief drang der Dolch ein. Drue Copperstein riß ihn gleich wieder heraus, stach erneut zu. Immer wieder attackierte er das Ungeheuer. Jeder neue Dolchstoß ließ das Untier heftig zusammenzucken.

Es bäumte sich zitternd auf. Der schwere Druck preßte mich nicht mehr auf den Boden. Ich arbeitete mich unter dem Monster hervor.

Zitternd stand es noch einen Moment auf diesen schwarzen Stelzen.

Aber dann rutschten sie auseinander, und der schwere Körper fiel hart auf den Boden.

Ich schluckte. »Danke«, sagte ich zu Drue Copperstein.

Er blickte die Monsterspinne mißtrauisch an. »Ist das Scheusal auch wirklich hin?«

Ich nickte. »Darauf können Sie sich verlassen. Der Dolch besteht nicht nur aus Silber. Er ist auch geweiht. Dadurch kann man mit ihm schwarzes Leben auslöschen.«

»Heiliger Bimbam, wenn ich das jemandem erzähle, hält man mich glatt für verrückt.«

***

Der Werwolf zog sich mit seinem Opfer in die Dunkelheit zurück.

Dort warf er Glenda Perkins auf den Boden. Sie schrie gequält auf.

Die Lichter des Ungeheuers funkelten sie gefährlich an. Sie richtete sich auf, lehnte sich an die kalte Wand, die sie hinter sich ertastete.

Bill Conolly hatte das Monster aus den Augen verloren. Aber er hörte Glendas Schrei und wußte, wohin er sich wenden mußte.

Doch er kam nicht weit. Von rechts sprang ihm plötzlich der Ghoul in den Weg. Der schleimige Schädel glänzte widerlich. Die dreieckigen Zähne klapperten hart aufeinander. Mit seinen langen Armen wollte der Leichenfresser den Reporter packen.

Bill schlug die Arme nach unten.

Er wuchtete sich gegen das Monster.

Seine Pistole landete mitten im scheußlichen Gesicht des Ungeheuers. Der Ghoul heulte auf.

Er torkelte drei Schritte zurück. Bill wollte ihn mit einer schnellen Kugel ausschalten, doch der Instinkt des Scheußlichen warnte ihn rechtzeitig. Er ließ sich fallen.

Der Schuß krachte.

Die geweihte Silberkugel verfehlte den Schädel des Monsters um Haaresbreite. Der Ghoul rollte über den Boden auf Bill zu. Er federte hoch, prallte gegen den Reporter und brachte ihn zu Fall.

Der scheußliche Gestank, der aus seinem Maul kam, nahm Bill Conolly den Atem. Krallenhände drückten ihn nieder. Diesmal lechzte das Ungeheuer nach lebendem Fleisch.

Bills Linke fuhr hoch.

Er griff nach dem Hals des Monsters und ließ nicht zu, daß das Scheusal ihn mit seinen gefährlichen Zähnen zerfleischte.

Aber der Ghoul war kräftig.

Bill Conolly konnte dem Druck, der immer stärker wurde, nicht lange standhalten. Sein Arm gab nach. Bill zitterte vor Anstrengung. Sein Gesicht war fingerdick mit Schweiß bedeckt.

Immer näher kam das Gesicht des Leichenfressers.

Bill kämpfte verzweifelt um den Einsatz seiner Pistole. Der Ghoul preßte Bills Arm auf den Boden. Dennoch gelang es dem Reporter, die Hand zu drehen und so die Waffe nach oben zu richten.

Auf gut Glück drückte er ab. Er spürte die Hitze des Mündungsfeuers an seiner Seite.

Die geweihte Silberkugel streifte den Ghoul nur, aber das Monster kreischte auf und fiel zur Seite.

Bill ließ nichts anbrennen.

Atemlos richtete er sich auf, setzte dem Ungeheuer die Waffe an den Schädel und drückte ab. Damit war der Ghoul erledigt. Der Schuß schleuderte ihn nach hinten. Er war auf der Stelle tot.

Bill stand atemlos auf. Glenda Perkins war in großer Gefahr. Lebte sie überhaupt noch? Der verdammte Ghoul hätte nicht dazwischenkommen dürfen. Bill machte sich Vorwürfe, weil er mit dem Monster nicht schneller fertig geworden war.

»Glenda!« rief er.

»Bill! Hier! O Gott…«
Bill fiel ein Stein vom Herzen. Er hetzte durch die Dunkelheit, sah eine große, schemenhafte Gestalt. Das war der Wolf. Er knurrte und beugte sich soeben über sein Opfer, um ihm seine Fangzähne in den Leib zu schlagen.
Glenda schrie.
»Verdammte Bestie!« schrie Bill Conolly.
Im Beidhandanschlag zielte er auf das Monster. Glenda Perkins tat genau das richtige. Sie preßte sich flach auf den Boden, und Bill zielte hoch, um sie auf keinen Fall zu treffen.
Es war keine Zeit zu verlieren.
Der Reporter drückte ab.
Krachend löste sich der Schuß aus der Waffe. Eine Feuerlanze stach aus der Mündung in Richtung Werwolf. Die Kugel traf ihr Ziel. Der Wolf wurde herumgerissen. Weit riß er sein Maul auf. Ein markerschütterndes Gebrüll ertönte. Das Biest war nicht tödlich getroffen. Dennoch machte ihm das geweihte Silber schwer zu schaffen.
Er wankte.
Er tappte mit unsicheren Schritten auf Bill Conolly zu. Das mordgierige Feuer flackerte nach wie vor in seinen Augen. Beide Pranken hatte er zum tödlichen Schlag erhoben. Bill hätte noch einmal feuern können, aber er ließ sich Zeit. Er wollte sicher sein, daß die nächste Kugel den Wolf vernichtete.
Das Ungeheuer duckte sich zum Sprung.
Bill zögerte noch eine Sekunde.
Dann zog er durch.
Die Pistole stieß in seine Hand zurück. Der Werwolf brüllte wieder auf. Er vollführte einen wilden Tanz. Seine Schnauze schnappte immer wieder in die Luft. Die Pranken hieben mehrmals ins Leere. Dann schlug er lang hin und war gezwungen, sich geschlagen zu geben.
»Glenda!« rief Bill Conolly.
Sie tauchte aus der Dunkelheit auf. Bleich war sie, und sie hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben.
»Sind Sie okay?«
»Es war grauenvoll, Bill.«
»Kommen Sie. Ich bringe Sie zu John.«
Er griff nach ihrer Hand und zog sie mit sich. Diesmal kam ihnen kein Monster in die Quere.

***

Im Moment herrschte Stille. Aber ich ließ mich nicht täuschen. Die Monster, die wir noch nicht vernichtet hatten, formierten sich bestimmt schon zu einem neuen Angriff.

Melissa Morte hatte sie zum Leben erweckt. Für mich bedeutete das, daß Madame M. die Ungeheuer auch wieder zum Stillstehen bringen konnte. Dazu mußte ich sie zwingen.

Jane Collins stieß zu Drue Copperstein und mir. Sie sah ziemlich ramponiert aus.

»Wo sind Glenda und Bill?« fragte ich.

»Der Werwolf hat sich Glenda geschnappt. Bill ist hinterher«, berichtete Jane.

Ich wollte Bill sofort unterstützen, doch das war nicht nötig. Er brachte Glenda verhältnismäßig wohlbehalten zurück.

»Was nun?« fragte der Reporter.

»Ihr seht zu, daß ihr rauskommt«, sagte ich.

»Und was hast du vor?«

»Ich kaufe mir Melissa Morte!«

»Da brauchst du Rückendeckung. Ich komme mit«, sagte Bill Conolly.

»Okay.«

Wir begleiteten die beiden Mädchen und Drue Copperstein zum Hinterausgang und machten dann sofort kehrt.

»Es wird nicht leicht sein, die Hexe zu kriegen«, sagte Bill.

»Ist hier drinnen überhaupt irgend etwas leicht?« gab ich knurrend zurück.

»Wo suchen wir sie?«

»Es muß hier irgendwo so etwas wie ein Büro geben«, sagte ich.

»Sie wird sich genauso dünnmachen, wie beim erstenmal, wenn du ihr zu nahe kommst.«

»Diesmal werde ich es verhindern«, sagte ich knirschend.

Wir stolperten durch eine unheimliche Dämmerung. Plötzlich ein Fauchen. Hinter uns. Synchron wirbelten wir herum. Eine Tigerfrau griff uns an. Bill Conolly brachte seine Pistole nicht schnell genug in Anschlag.

Aber ich.

Meine Waffe spie Feuer. Die Tigerfrau schnellte in der Luft zur Seite. Ihre vorgestreckte Pranke erwischte mich dennoch. Die langen Krallen zerfetzten meine Kleider und rissen mir die Haut auf. Ein glühender Schmerz zog sich über meine Brust. Ich preßte die Kiefer zusammen, um nicht aufzuschreien.

Den zweiten Schuß gab Bill Conolly ab.

Aus kurzer Distanz.

Er bereitete dem Tigermonster ein schnelles Ende.

Ich ächzte.

»Mein Gott, John, du bist verletzt.«

»Mach es so wie ich: Beachte es nicht«, sagte ich.

»Wenn du angeschlagen bist, solltest du nicht versuchen, Madame M. zu finden.«

»Denkst du, ich lasse ihr die Chance, weiterzumachen? Niemals.«
»Wer weiß, was die noch für Gemeinheiten auf Lager hat.«
»Meine Trickkiste ist auch noch nicht ganz leer«, gab ich zurück und setzte den eingeschlagenen Weg fort.
Ein weißes Augenpaar starrte mich aus der Dunkelheit heraus an.
Ich richtete die Beretta darauf und verfeuerte meine letzte Silberkugel. Die weißen Lichter erloschen. Ein langgezogenes Jaulen war zu hören. Dann war es still.
Eine Tür. Ich sah sie nicht, ertastete sie nur. Als ich sie aufstieß, vernahm Bill Conolly hinter sich ein bösartiges Knurren. Er deckte mir den Rücken, während ich einen schwarzen Raum betrat.
Hier fand ich die Hexe wieder.
Sie lachte mich aus, als sie mich sah.
»Du bist ziemlich erledigt, John Sinclair!« höhnte sie.
»Nicht so sehr erledigt, um dich nicht noch fertigmachen zu können«, sagte ich eiskalt.
Melissa Morte lachte wieder. »Glaubst du, daß du mir gewachsen bist?«
Ich bluffte und richtete meine leergeschossene Beretta auf sie.
»Die letzte Silberkugel habe ich für dich aufgehoben.«
Jetzt lachte sie so grell, daß sich mir die Haare sträubten. »Die Waffe ist leer, John Sinclair, und du weißt das.«
»Bist du sicher?«
»Ganz sicher.«
»Dann komm her!« verlangte ich.
Die Hexe blieb wie angewurzelt stehen. Im Boden stecken Räucherstäbchen. Die schwefelgelben Schwaden krochen über die Bohlen. Ich sah das glühende Sigill und stellte fest, daß der stilisierte Teufelskopf lebte. Darauf also baute Melissa Morte. Auf die Hilfe der Hölle.
Die Teufelsfratze hob plötzlich vom Boden ab. Sie schwebte hoch und blieb in Kopfhöhe neben der Hexe in der Luft hängen.
»Komm her!« befahl ich Melissa Morte noch einmal.
Sie grinste mich spöttisch an. »Die Beretta ist leer. Du kannst mir damit nichts anhaben, John Sinclair. Ich! Ich werde dich töten! Und zwar mit meinen eigenen Händen!«
»Das versuch mal!«
»Kannst du haben!«
Wie eine Furie raste sie auf mich zu. Mit ausgestreckten Armen.
Ich tauchte darunter weg. Mit der Beretta schlug ich zu und traf ihren Kopf. Sie kreischte vor Wut auf.
»Du entkommst mir nicht, John Sinclair!«
»Abwarten!«
Sie krallte ihre Finger in meine zerfetzten Kleider. Ich bekämpfte sie

mit allen Mitteln. Sie war kein Mensch, das hatte sie unter Beweis gestellt, als sie sich vor unseren Augen entmaterialisierte. Kein Mensch bringt so etwas fertig.

Es wäre ein gefährlicher Fehler gewesen, dieses Weib mit Samthandschuhen anzufassen. Das hätte mich das Leben kosten können.

Wenn hier einer auf der Strecke bleiben sollte, dann mußte das Madame M. sein.

Ich packte sie, stemmte sie hoch und schleuderte sie gegen die Wand. Sie heulte auf, fiel zu Boden, federte aber sofort wieder hoch.

Erneut attackierte sie mich.

Diesmal kassierte ich einen harten Schlag, der mich beinahe umgeworfen hätte. Ich hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Melissa Morte sah das und wollte mir sogleich den Rest geben.

Sie war so schnell heran, daß ich sie nicht einmal kommen sah, und sie war stärker als ich. Sie packte mich mit beiden Händen, preßte mich gegen ihren harten Körper, drehte sich mit mir, als würden wir tanzen.

Abrupt stoppte sie dann.

»Satan!« kreischte sie über meine Schulter hinweg. »Töte ihn! Mach ihn fertig!«

Der glühende Teufelskopf schickte sich an, ihrem Wunsch zu entsprechen. Er neigte sich vor. So weit, bis seine spitzen Hörner auf meinen Rücken wiesen. Und dann sauste er durch den Raum. Auf meinen Rücken zu. Die Hörner sollten mich durchbohren.

Ein wahrhaft teuflischer Plan!

Die Hexe hielt mich fest.

Meine Chance schien gleich Null zu sein.

Dagegen bäumte sich mein Innerstes auf. Ich hievte die Hexe hoch und drehte mich im allerletzten Augenblick mit ihr um.

Sie schrie schrill auf, als die Teufelshörner sie durchbohrten. Damit hatte sie nicht gerechnet. Fassungslos starrte sie mich an. Ungläubig waren ihre Augen auf mich gerichtet, während es langsam mit ihr zu Ende ging.

Ihre Haut wurde grau.

Das faltige Gesicht erstarrte, nahm mumienhafte Züge an, und dann rieselte Staub aus ihrem schwarzen Kleid. Es gab sie nicht mehr.

***

Aber es gab noch das Sigill.

Der glühende Teufelsschädel grinste mich an. »Jetzt müssen wir beide uns messen, John Sinclair. Einer nur darf überleben!«

»Das werde ich sein!« keuchte ich.

»Was macht dich so sicher?«

»Ich bin auch mit Madame M. fertig geworden.«
»Das war Zufall. Und eine große Portion Glück.«
»Ich werde noch einmal Glück haben.«
»Das bezweifle ich«, sagte der Teufelsschädel.
Ich steckte meine Beretta weg. Mit der leergeschossenen Waffe konnte ich gegen das Sigill sowieso nichts anfangen. Draußen kämpfte Bill Conolly. Ich hörte ihn keuchen. Gern wäre ich ihm zu Hilfe geeilt, aber ich mußte auf das glühende Sigill achtgeben.
Vorsichtig wich ich zurück.
Der Teufelskopf folgte mir. »Du bist erledigt, John Sinclair. Eine andere Hexe wird Melissa Mortes Platz einnehmen, und wir werden weitermachen – nach deinem Tod!«
Er trieb mich in die Enge.
Die Schwaden, von den Rauchstäbchen produziert, krochen auf meine Beine zu und hielten sie plötzlich fest.
Ich konnte keinen Schritt mehr tun.
»Jetzt bist du dran, Sinclair!« kündigte der Teufelskopf an. Er senkte die Hörner, richtete sie auf mich.
Diesmal konnte ich nichts mehr blitzschnell zwischen ihn und mich schieben. Aber ich gab mich noch nicht geschlagen.
Ich hatte noch mein Kruzifix.
So schnell ich konnte, nahm ich es ab. Der Teufelskopf kostete die letzten Sekunden vor meinem Tod aus. Das war die winzige Zeitspanne, die ihm zum Verhängnis werden sollte.
Als er auf mich zuraste, warf ich ihm das Kreuz entgegen. Gut und Böse prallten auf halbem Wege aufeinander. Die Silberkette blieb an einem der beiden glühenden Hörner hängen.
Das Kreuz knallte gegen die linke Seite des Teufelskopfes. Die Wirkung war frappierend. Das Sigill zerplatzte mit einem lauten Krach. Glühende Teile flogen wie Schrapnelle durch den Raum, hackten in die schwarzen Wände und erloschen. Ein Heulen, Tosen und Brausen fegten an mir vorbei. Die Schwaden, die meine Beine festhielten, wurden von einer unsichtbaren Kraft zerfetzt und aufgelöst.
Nichts blieb von dem gefährlichen Teufelskopf übrig. Auf dem Boden, zwischen den erloschenen Räucherstäbchen, lag mein Kruzifix. Ich nahm es dankbar an mich. Es hatte mir wieder einmal das Leben gerettet.
Bill Conolly erschien keuchend in der Tür. »John! Wir müssen schnell raus! Der Schuppen brennt!«
Wir stürzten in Richtung Hintereingang davon. Im Vorbeirennen sah ich brennende Monster. Sie brüllten und versuchten, die Flammen loszuwerden, die auf ihren Körpern tanzten. Das Feuer würde sie alle vernichten, dessen war ich mir sicher, und ich war froh darüber.

Polizei traf ein.

Lucy Flint, Drue Coppersteins Freundin, hatte sie alarmiert, weil er solange nicht zurückgenommen war. Schaulustige fanden sich ein.

Flammen schlugen aus dem Horrorkabinett der Madame M.

Meine Freunde und ich sahen ziemlich aufgelöst aus. Uns hingen die Fetzen herunter, aber wir waren froh, daß wir dieses Abenteuer überstanden hatten.

Drue Copperstein gab mir meinen Dolch zurück. Er stellte mir Lucy Flint vor, und ich sah den beiden an, daß sie von Horror ein für allemal genug hatten. Ich konnte sie verstehen. Auch mir wurde es manchmal fast zuviel.

Die Feuerwehr, die sehr schnell zur Stelle war, beschränkte sich darauf, ein Übergreifen der Flammen zu verhindern, und das war gut so. Der Brand sollte all das vernichten, was Madame M. geschaffen hatte, damit die Menschen in unserer Stadt wieder Ruhe hatten…

ENDE